

Teil B: Kolumnen im «Neuwältler Turner» ab 1996

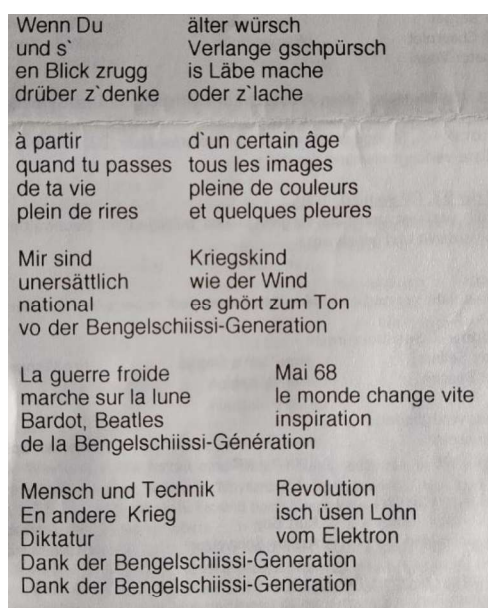
1996

Bängelschiissi-Generation

Von Jean-Marc Hess

Zugegeben, der erste «Neuwältler Turner» von mir als Hauptverantwortlichem – das sieht man dem Foto unten an – ist schon ein wenig abgegriffen! Das schmälert aber den Inhalt des Textes unten nicht!

Leider gibt es keinen «tönenden Neuwältler Turner»! Der Song, vorgetragen an der GV 1996 mit Gitarrenbegleitung, hat mir gefallen. Die Tatsache, dass unsere Generation vergessen hat, von welcher Einfachheit der Lebensführung wir herkommen, ist nach meiner Meinung nach den Jahren der sogenannten «Hochkultur und des Fortschritts» mitschuldig dafür, dass wir heute die Klimadiskussionen führen müssen!



VON JEAN-MARC HESS

Jetzt geht's los aus meiner Tatstatur!

Auf diesem härzigen PC unten, einem Mac Classic 1, entstand im Februar 1996 der erste «Neuwältler Turner», das Vereinsorgan des «Turnverein Neue Welt Münchenstein», aus meiner Feder bzw. meiner Tastatur. Der Kleine war ein Auslaufmodell für damals 1500 Franken, der Nachfolger, der Classic 2 mit höherer Leistung, war neu auf dem Markt. Das Ding läuft noch heute. Es hat auch einen Auffahrunfall mit Totalschaden an meinem Auto überlebt, der Kofferraum war einen halben Meter kürzer - dem Mac darin ist nichts passiert!

Ich nahm mir in den 25 Jahren als des Neuwältler Turner jeweils ein paar Sinne zu machen. Ich ergänze die Vereins 2002 geschrieben habe, mit Kolumnen.



Redaktor die Freiheit, mir auf der ersten Seite Gedanken zum Zeitgeschehen im weitesten Chronik, die ich zum 100jährigen Bestehen des diesen meinen «Editorials», eine Art von

1997

Missbrauch

Das Wort „Missbrauch“ ist heute in verschiedenen Zusammenhängen in aller Mund. Von jungen Sporttalenten in der Schweiz und ihrem intensiven Tagesprogramm mit Schule und Training habe ich in der Zeitschrift „Volleyball“ gelesen. Davon, dass im Namen der

sportlichen Karriere, des Prestigedenkens, des Geldes, (junge) Menschen missbraucht werden, ist nach meiner Ansicht viel zuwenig die Rede. Ich habe vor einiger Zeit in einem Film fünfjährige chinesische Mädchen, die zukünftige Turner/innenelite, im Spagat gesehen. Während ganzen halben Stunden durften sie die Stellung nicht verlassen. Die Tränen liefen ihnen vor Schmerz über die Wangen... In einem Film über Don Gua Li durften zwar die Trainingsräume aus seiner Jugendzeit gefilmt werden, während des Trainings aber hatten die Kameraleute keinen Zutritt. Don Gua Li erzählte aber in der Sendung, „Time out“, er habe als kleiner Junge genau in den gefilmten Räumen einmal während Minuten im Handstand aushalten müssen und danach nur noch geweint – erzähltes und lächelt aus 20 Jahren Distanz darüber. Zum Glück ist China so weit weg! Oder gibt es etwa auch im Sport eine Art Globalisierung, was die brutalen Trainingsmethoden betrifft? Sachzwänge „Sachzwänge“, so sagte der Boss einer bekannten Basler Chemiefirma zu Jahresbeginn, drängten auch die Schweizer Wirtschaft heute zur „Globalisierung“. Die „Hitlerisierung Europas“ - ich erlaube mir diese Formulierung - schuf schon vor 60 Jahren in unserem Land „Sachzwänge“. Heute werden sie „aufgearbeitet“ - was für ein Wort! Muss anstrengend sein, wenn von „Arbeit“ die Rede ist... Wie lange wird es wohl dauern, bis wir die „Sachzwänge unserer Zeit“ aufarbeiten müssen? Oder ist es etwa so, dass wir glauben, die Sachzwänge unserer Zeit seien bessere Sachzwänge als jene von damals und deshalb später einmal tabu? Fragen wir einmal all jene, die in der heutigen Wirtschaft immer grösserem Druck ausgesetzt sind und nicht nur in der Wirtschaft! Bleibt uns überhaupt noch die nötige Kraft, um die Gegenwart und die Zukunft zu bewältigen? Zum Glück gibt es Männerriege - und zum Glück zwischendurch auch wieder mal ein richtiges Fest wie die KUSPO-Eröffnung, wo es für einmal erlaubt ist zu vergessen, sonst ...

1998

Brot und Spiele

Dieser Neuwältler wird etwas kürzer ausfallen, aber wir haben ja während der Fussball-WM sicher fast keine Zeit zum Lesen! Gleich „haufenweise“ flimmern im Moment die Sendungen über die an der WM teilnehmenden Fussballmannschaften über die Bildschirme. Meist zeigen die Berichte auch noch die Welt, in der der Fussball eines Landes sich entwickelt, so auch der Bericht über die 100 iranische Fussballmannschaft. Der Kommentator meint, mit dem iranischen Fussball gerate weltweit auch die Diskussion über die Demokratie und die Menschenrechte in diesem islamischen Gottesstaat wieder in aller Mund. Nun, seit dem südamerikanischen Pelé wissen wir, dass der soziale Aufstieg über den Fussball möglich ist. Seit einiger Zeit spielt zudem auch eine ganze Reihe Schwarzafrikaner auf Europas Fussballplätzen und verdient sich hier ihr Geld, zum Teil sicher nicht zuwenig. Aber über den Fussball das (westliche Verständnis) von Demokratie verbreiten - doch wohl eine gewagte Hoffnung. Ausserdem: Die jungen Menschen, die im Film in Teherans Hinterhöfen auf Aschenplätzen Fussball spielen und aus deren Reihen 7 den Sprung in die iranische Nationalmannschaft geschafft haben, zeigen auffällig schmale Gesichter. Demokratie würden wir offenbar gerne und sofort exportieren, verbunden wenn möglich noch mit einer Öffnung der Märkte, schliesslich kostet das nicht viel. Ich hatte aber im Film den Eindruck, dass viele junge Menschen im Iran vor „Demokratie“ noch etwas anderes brauchen würden, und das käme uns mit Sicherheit teurer zu stehen... Die Spiele haben sie jetzt für einige Zeit. Ob das Brot folgt?

1999

Betablocker für Alphetiere

– und ihre Schlag-Worte Anabolika und Doping im Sport - dazu sollen sich kompetentere Leute äussern. Der Viktor aus Viktors Spätprogramm machte sich kürzlich in einer Zeitschrift Gedanken zum Thema Medikamente in der (grossen) Politik - es geht wohl auch da kaum noch ohne. Wie aber steht es um die Medikamente im Alltag? Um es gleich vorwegzunehmen: Die Betablocker sind gerade für Herzpatienten ein unerlässliches Medikament geworden. Dass im Alltag aber ungleiche Spiesse entstehen können, wenn Leute sie aus andern als aus Krankheitsgründen einnehmen, darüber will ich eine kleine Geschichte schreiben, eine, die mir ein Kollege kürzlich erzählt hat: „Ich war ihm schon einmal in einem Ausschuss begegnet. Er redete immer so leicht daher. Alles stellte er in Frage, alles sollte verändert werden, er wusste immer, wie die Geschäftspolitik sein müsste, damit sich der Erfolg einstellte. Ich wollte auch Veränderung, aber nicht um jeden Preis. Und während er mit modernen Schlag-Worten gut ankam, dachte ich oft viel träger (und konservativer dazu) und formulierte meine Standpunkte auch viel schwerfälliger. Unsere Wege trennten sich dann, Jahre später kreuzten sie sich in anderem Zusammenhang. Und wieder hatte er vor allem die Schlag-Worte und ich nur die Argumente, und wieder sollte alles anders werden und redete er so glatt daher, während mir bei Auseinandersetzungen das Herz so bis zum Hals schlug, dass ich kaum noch die richtigen Worte herausbrachte. Ja, ich litt manchmal darunter! Bis er mir gestand, dass er seit Jahren regelmässig Betablocker einnehme, wenn es um etwas gehe, bei dem er „ruhig Blut bewahren“ müsse. Jetzt wurde mir einiges klar, denn ich kannte die Wirkungsweise des Medikaments in etwa. Einmal dann - in einer wichtigen Lebenssituation - wollte ich es auch ein wenig leichter haben. Ich liess mir vom Arzt die genannten Betablocker verschreiben. Und siehe da: Jetzt konnte ich auch so leicht daherreden, ohne Herzklopfen. Aber war das noch ich, der da redete? Wo waren meine Ge- 101 fühle hingekommen? Es stellte sich dann heraus, dass ich auf die genannten Betablocker allergisch reagierte, eine weitere Einnahme kam also nicht in Frage. Seither muss ich in allen schwierigen Situationen meine intensiven Gefühle wieder selbst aushalten...“ Als mein Kollege diese letzte Bemerkung machte, war ich nicht ganz sicher, ob er diese Tatsache nun bedauerte oder nicht. Tatsache ist wohl, dass die Leichtredner - heute würde man sie als „Coole“ bezeichnen - das Leben in allen Bereichen prägen. Fragt sich nur, wie echt diese Coolness wirklich ist. Wohl so echt wie die Leistungen vieler Spitzensportler oder -politiker? Ich könnte selbst zum Thema Betablocker auch noch von anderen Menschen schreiben, die unter ihrer Wirkung zur Hochform aufgelaufen sind - und auflaufen werden, gerade auch in der Musik und dort aus lauter Angst vor einem falschen Ton, der ihnen den Job im Orchester kosten könnte...

Laisser faire

Der Sport sei ein Spiegel der Gesellschaft, behaupten viele. Es gibt tatsächlich Anzeichen dafür. Ich möchte das und noch anderes in den folgenden Zeilen aufzeigen. Wer im „Neuwältler“ nicht auch einen Schuss Kritik verträgt, soll jetzt bitte nicht weiterlesen! Im Fussball ging es einmal um immer mehr Geld, und je mehr Geld im Spiel war, desto rüder wurden die Attacken etwa in die Beine der Gegner. Ein Tor im falschen Moment konnte einen Spieler oder einen Verein viel, sehr viel Geld kosten, so oft stand die Karriere eines Spielers oder gar das Weiterbestehen eines Vereins auf dem Spiel. So beschloss der Fussballverband, die Strafen für begangene, brutale Fouls „in die Beine“ zu verschärfen. Die Schiedsrichter sollten auf dem Platz wieder entscheiden, wo's langgeht und nicht einzelne Grossverdiener. Und siehe da: Plötzlich konnte man den Fussball wieder ansehen! In der Erziehung wollte man einmal mit weniger erzieherischer Autorität auskommen, Fachleute schrieben Bücher darüber, was Menschen alles für Persönlichkeitsschäden davontrügen, wenn jemand sagte, was gelte und was nicht: „Laisser faire“ hiess die Losung. So machte denn bald jeder, was er wollte. Grossmäuler hatten das Sagen und nicht nur in den Schulen wurden immer mehr „Fouls“ begangen. Da schrieb zwei Jahrzehnte später die gleiche Gattung der Fachleute

wieder Bücher, und darin wiesen genau die gleichen Leute jetzt darauf hin, wie wichtig es für die Persönlichkeitsentwicklung eines jungen Menschen sei, dass er von den Erwachsenen klare Grenzen gesetzt bekomme. Und siehe da: Plötzlich war das Zusammenleben wieder friedvoller! In einem ehemals sehr autoritären Land versuchte man es einmal mit Reformen: In der Wirtschaft sollte nur noch Markt herrschen. Jahrelang wollte man mit dieser Ideologie einen Lebensstandard erreichen, wie er in anderen Ländern üblich war. Doch gab es immer mehr Menschen, welche ihre Freiheiten schamlos missbrauchten, um sich zuletzt gar in „mafioser Art“ zu bereichern. Das weltweit operierende Grosskapital bestimmte über das Schicksal der Menschen: Das Kapital kam, es ging, es kam nicht, es kam, wie es ihm – oder besser den Investoren - gerade passte. Die Stunde jener, die vor solchen Experimenten für dieses Land gewarnt hatten, schlug dann nach Jahren - zu warten, bis die Leute wieder vernünftiger werden, ist nicht immer leicht auszuhalten. Mehr staatliche Regelungen sollten die gewaltigen Probleme künftig wieder lösen helfen. Wird es für dieses Land auch ein „Und siehe da, ...“ geben, ohne dass wieder Blut fliesst? Leidtragende wären einmal mehr die Kleinen! Und nähern wir uns gar ganz allgemein wieder einem Den-102 ken, in dem die gemeinsame Verwirklichung von Zielen zur Abwechslung wichtiger ist als die Selbstdarstellung der „Egos“? Im Sport, in der Erziehung, im Staat?

2000

Mehr Verkehr!

Wie so viele andere auch habe ich, wenn es zeitlich möglich war, mit viel Begeisterung den WM-Spielen der Schweizer Hockey-Nationalmannschaft zugesehen und richtiggehend mitgefeibert - noch vor 10 Jahren habe ich mich in erster Linie mitgeärgert, wenn die Schweizer gegen „die Grossen“ wieder „ein Stängeli“ kassierten. Zu Hunderten standen sie nun in diesem Jahr nach der Rückkehr ihrer erfolgreichen Lieblinge am Flughafen und versuchten den Chefcoach zu berühren. Auf sein Erfolgsrezept angesprochen, meinte dieser, jeder müsse sein Ego ablegen und für das Team spielen, das mache eine Mannschaft „mental stark“. Nein, „faule Stars“ seien nicht gefragt, Teamplayer stünden auf der Wunschliste, der „Teamspirit“ sei wichtig, alle müssten fighten bis zum Umfallen, auch ein „Keyplayer“. Ueli Schwarz, Fachexperte SF 2, hielt mit diesen seltsamen Wörtern munter mit, beschrieb dann allerdings das, was die Schweizer vor dem gegnerischen Tor tun müssten, um Erfolg zu haben, immer wieder so: „D` Schwitzer müsse vor äm gegnerische Gou (= Goal) für vüü (= viel) Verkehr (= Verkehr) Sorge und uf d Pögg (von Puck, nicht etwa von Böögg) warte, wo nach vore abraue (= abprallen)“. Zwei Welten begegneten sich in der Sprache, Bärndütsch und Amerikanisch, quasi Aemmetauer und Gentech-Food. Auf dem Eis ging das Duell noch unentschieden aus, fifty fifty... Wie lange wird es noch dauern, bis die Amerikaner auch sprachlich ausgleichen? Was, wenn wir den Kindern in zweihundert Jahren erklären müssen, dass in gewissen Gegenden der Schweiz einmal Bärndütsch gesprochen wurde? Unsere Ice-Cracks werden vielleicht dannzumal auch noch in Dollar bezahlt...

Ne me quitte pas!

Ich möchte auf einem Umweg zeigen, warum ein Verein wie der TVN wichtige soziale Aufgaben hat. Jene, die es nicht gerne sehen, wenn ich etwa Themen anschneide, die nicht so direkt mit unserem Verein zu tun haben, bitte ich, die folgenden Zeilen einfach nicht zu beachten und wie beim Fernsehen zur nächsten Rubrik zu zappen... Ich höre immer gerne französische und deutsche Chansons. Wir haben hier auch schon welche von Jean-Marc Hess abgedruckt. Das Chanson lebt ja immer auch vom Text, er ist so wichtig wie die Musik und oft werden darin auch gesellschaftliche Zustände beleuchtet oder menschliche Anliegen und Nöte thematisiert. Dass ein französisches Chanson mit dem Titel „Ne me quitte pas“ (Verlass mich nicht) von Jacques Brel zum Chanson des 20. Jahrhunderts gewählt wurde, ist für mich kein Zufall, wer hat nicht schon Angst gehabt, verlassen zu werden, wer hat nicht schon in welcher Form auch immer unter „Liebesverlust“ gelitten? Da ist also einerseits die Tatsache, dass heute immer mehr 103 Menschen die Erfahrung einer „gewaltsamen“ Trennung gemacht haben, da ist andererseits der verzweifelte Ruf „Ne me quitte pas“ in einem Chanson.

Natürlich hat die folgende Geschichte nichts mit der Realität zu tun, sie zeigt aber, wie teuer und (abgesehen vom persönlichen Elend) gesellschaftlich betrachtet das zu stehen kommen kann, was man - vornehm beschrieben - als „überindividualistisches Selbstverständnis“ bezeichnen könnte... Zwei Lehrerinnen seien in dieser Geschichte zur gleichen Zeit als Folge zerbrochener Beziehungen in einer psychiatrischen Klinik, ein anderer seit längerer Zeit in psychiatrischer Behandlung und kaum mehr in der Lage, seinen Beruf noch ohne Medikamente auszuüben - die Stellvertreter/innen kosten Geld! Nehmen wir weiter an, eine junge Kollegin habe vor vier Wochen gekündigt, nachdem bereits vor zwei Jahren eine junge Lehrerin mit der gleichen Klasse nach einem Jahr das Handtuch geworfen hatte. Die erwähnte Nachfolgerin sei in den letzten anderthalb Jahren sehr abgemagert und immer wieder krank gewesen, weil in ihrer Klasse eine Häufung junger Menschen ist, die zuhause - u. a. wegen zerbrochener Ehen - keinen erzieherischen Rahmen mehr haben, mit dem die schulische Arbeit begleitet werden könnte. Der Lehrerberater, der Schulpsychologe, die Schulpflege hätten interveniert, ohne Erfolg - Fachleute kosten Geld! Unterdessen seien die Schüler/innen in dieser Geschichte 15 Jahre alt geworden. Eine erfahrene Kollegin / ein Kollege solle nun die Klasse übernehmen... Das Gesundheitswesen wird immer teurer, schuld seien die Ärzte, meinen viele. Ist es falsch zu sagen, dass die Ärzte und viele sogenannte Fachleute mit ihnen ja nur von etwas profitieren, was in unseren menschlichen Beziehungen untereinander je länger desto mehr zutiefst falsch läuft? Ist es nicht der - nennen wir ihn jetzt beim Namen! - zunehmende Egoismus, der zumindest mitschuldig ist an der Kostenexplosion im Gesundheits- und Sozialwesen? Was hat das Gesagte nun mit unserem Verein zu tun? Die Funktion, Menschen in schwierigen Lebenslagen welcher Art auch immer zu begleiten, darf an Vereinen nicht unterschätzt werden. Orte mit festen Strukturen zu haben, an denen man fast gratis(!) abschalten und vergessen kann, ist in Zeiten, in denen um einen herum alles im Chaos zu versinken droht, von grosser Wichtigkeit. Wohl manche/mancher hat auch dank der Zugehörigkeit zu einem Verein aus seelischer Not herausgefunden und ich behaupte nun einmal, dass das „Vereinssterben“ eben auch finanzielle Folgen für das Gesundheitswesen hat, die nicht unterschätzt werden dürfen. Mit der Aussage, dass viele Vereine heute aus dem gleichen Grund in Schwierigkeiten sind wie die Zweierbeziehungen („Nehmen ist seliger als Geben!“) schliesse ich meine zugegebenermassen schwierigen Betrachtungen, ich hoffe, dass ich einigermassen verstanden worden bin.

Der werfe den ersten Stein!

Wenn ich mich richtig erinnere, haben hohe Funktionäre des FC Bayern öffentlich gemacht, dass Christoph Daum Kokain nehme. Mit einer Haaranalyse hat er seine Unschuld zu beweisen versucht - wir kennen das Resultat. Seither ist er von der Bildfläche verschwunden. - Wenn ich mich ebenfalls richtig erinnere, hat eine leitende Redaktorin bei der ARD einen beliebten Sportredaktor in den Ruhestand geschickt und durch einen jüngeren, attraktiveren Mann ersetzt. Der ältere ist vom Bildschirm verschwunden (Er hat seine Chefin übrigens selbst vor 12 Jahren noch eingestellt, sie ist heute 38 Jahre alt). Haben diese beiden Boulevard-Geschichten wirklich nichts

miteinander zu tun? 104 Einer hat sich „moralisch verfehlt“. Sind jene, die Jagd auf Daum gemacht haben, wohl alle so über alle Zweifel erhaben? Oder hat man es als arrivierte bayrische Fussballmillionäre nicht ganz einfach wirklich einfach, mit dem Finger auf andere zu zeigen? Auf einen wie Daum z.B. der sich, aus einfachen Verhältnissen stammend, nach oben arbeiten musste; auf einen, der sich nicht in gemachte Betten legen konnte wie so viele der Bayern-Manager? Dass Daum seine Leistungsgrenzen künstlich verschoben hat: Wer kann es ihm verargen? Können es jene, die von den Bayern-Spielern für das grosse Geld das Letzte abverlangen, wenn es um einen Stammplatz geht, ruhigen Gewissens? Setzten nicht gerade diese Saubermänner Sportler, die ja auch ihre Leistungsbaissen haben, der Gefahr oder gar dem Zwang aus, dass sie zu unerlaubten, leistungsfördernden Mitteln greifen? Ein anderer hat sich erlaubt, älter zu werden: Bleiben jene, die einen Menschen wegen seines Alters ausmustern, wohl ewig jung? Ist es nicht einfach, wenn man selber noch mit dem Vorrecht der Jugendlichkeit ausgestattet ist, andere in die Ecke zu stellen? Zahlt die Würde und die Weisheit eines einzelnen und auch alternden Menschen im harten Ringen um Einschaltquoten überhaupt nichts mehr? Müssen überall Blender her? Und müssen alle ändern einfach bescheiden im Hintergrund bleiben oder eben auch zu Mitteln greifen, die ihnen das Blenden vereinfachen oder gar erst ermöglichen? So wie jener führende Wirtschaftsvertreter, der sich kürzlich als Kokser outete und darüber berichtete, wie er dank der Droge immer gut drauf und kommunikativer gewesen sei, Eigenschaften, die es heute einfach braucht, will man erfolgreich sein. Es sei eben nicht so, so hörte ich kürzlich von einer Psychologin, dass man bei Drogenkonsum zwangsläufig verwahrlose und verelende, es gebe genug erfolgreiche Leute in unserer Gesellschaft, die ihren Reichtum nicht nur, aber doch immerhin auch den Drogen verdankten. Sicher wissen in solchen Fällen Freunde darum, aber sie sind vermutlich auch keine Emporkömmlinge wie Daum - eine Krähe hackt der ändern bekanntlich kein Auge aus! Ich denke, dass Daum die Tatsache, ein Emporkömmling zu sein, eher zum Verhängnis geworden ist als sein Drogenkonsum. Er war ganz einfach keine Krähe - wohl eher ein Paradiesvogel. Paradiesvögel haben es unter Krähen nicht einfach.

2001

Raus!

Ich schreibe diese Zeilen genau 3 Wochen nach dem Anschlag auf das WTC (und verbinde sie - wieder einmal! - gleich mit einer Warnung: Wer nicht auch einmal eine persönliche Meinung verträgt, soll bitte gerade mit der Lektüre der Berichte beginnen. Vor drei Wochen, noch am Tag des Anschlags, meinte ein Kollege, den ich sonst gut mag, es sei jetzt an der Zeit, alle 250 000 Moslems aus der Schweiz auszuweisen. Meine eine gute Bekannte ist überzeugt, dass die Moslems auch in der Schweiz nach der Herrschaft trachteten. Mich provozieren solche Aussagen zum Widerspruch, weil ich daran denke, wo die weissen Europäer (und mit ihnen die christliche Kultur!) überall ihre Herrschaft aufgerichtet haben - nur zum Guten der rothäutigen Indianer in ganz Amerika, der Schwarzen in ganz Afrika, der Gelben in halb Asien oder der Aborigines in Australien? Was, wenn man die Europäer überall dort ausweisen wür- 105 de, wo sie im Verlauf der Geschichte die Macht ergriffen haben? Wenn die Urvölker die Länder wieder bewirtschaften könnten, die ihnen vom Weissen Mann entrissen worden sind? Wir Europäer wären dann wieder, was wir durch das ganz Mittelalter hindurch waren - verglichen mit dem damaligen China z. B. mit seinen Palästen aus purem Gold nämlich Entwicklungsländer. Übrigens leben auch 700 000 Schweizer im Ausland (und selbstverständlich hat es darunter keinerlei „Fanatiker“...). Ob sie allenfalls bereit wären, jene Arbeiten zu übernehmen, welche die Moslems (und mit ihnen andere Ausländer) bei uns verrichten?

Vereinsfahnen am Grab

In der Geschichte des TVN hat die Vereinsfahne ihren Platz und das Amt des Fähnrichs Tradition, zumindest bis in die 80-erjahre hinein. Fahnen gaben die Richtung an und markierten die Zugehörigkeit. Aber heute unter oder hinter Fahnen marschieren? Fahnen geben die Richtung an: Einige von uns schaudert vielleicht bei dem Gedanken, einer Fahne folgen zu müssen - weil wir dabei auch ans Militär oder gar an die vielen nationalistisch motivierten Kriege des letzten Jahrhunderts und damit an den gewaltsamen Tod von Millionen denken müssen? Oder an die Aufmärsche z.B. in Hitlerdeutschland, wo das Volk auf eine Fahne eingeschworen wurde, auf jene mit dem Hakenkreuz? Und dahinter gings unter fliegenden Fahnen flott ab und hinunter ins Massengrab, wie es eine Karikatur über jene Zeit zeigt. Fahnen markieren Zugehörigkeit: Passen sie auch deshalb nicht mehr in unsere Zeit, weil wir bei uns mit unserer individualistischen Lebensauffassung mit Zugehörigkeiten je länger desto mehr grosse Mühe haben und jeder nur noch hinter einer Fahne marschiert, jener, die er sich selbst gewoben und gestickt hat - wie er zumindest glaubt? Oder müssten wir vielleicht einmal darüber nachdenken und zu sehen versuchen, hinter was wir heute hermarschieren, was heute die Funktion der Fahne übernommen hat. Sind unsere Richtungsgeber einfach fast nicht mehr als solche zu erkennen und deshalb möglicherweise noch viel gefährlicher? Denken wir nur an die Werbepsychologie...! Sei es nun, wie es wolle - zweimal bin ich in den letzten Wochen mit dem Thema Fahne konfrontiert worden und ich muss sagen, dass vor allem ein Bild mich sehr berührte: Dasjenige, bei dem sich an einer Beerdigung die Fahnen der verschiedenen Vereine, denen der Verstorbene angehört hatte, ins Grab hinunter senkten. Offenbar ging es nicht nur mir so - Totenstille (wen wundert's!) herrschte minutenlang auf dem Friedhof, nicht nur ich hielt den Atem an, nicht nur mir lief wahrscheinlich ein Schauer über den Rücken. Wenn ich einmal erlebt habe, dass die Zeit stillstand, dann in jenem Moment. Seit ich das beobachtet habe, frage ich mich, ob wir auch deshalb nicht mehr so „fahnenfreudig“ sind, weil wir die damit verbundenen Gefühle nicht mehr zulassen wollen - „cool bleiben“ ist doch oberstes Prinzip, Distanz halten... Dann sass ich keine zwei Wochen später in einem Restaurant in Gempfen, trank ein Bier und hörte den Gesprächen älterer Leute am Stammtisch nebenan zu. Wieder war eine Beerdigung Thema. Eine Frau redete nicht direkt von den Verdiensten eines verstorbenen Mannes, gleichzeitig ganz schlicht und doch respektvoll sagte sie nur: „Vier Fahne het er ghal!“. Dann stand wieder für eine kurze Zeit die Zeit still - eine Ewigkeit, wie mir schien, Sekunden tatsächlich nur, Sekunden, in denen erneut das Bild mit den 4 sich ins Grab senkenden Fahnen wohl auch bei den anderen Zuhörern nachwirkte...

2002

Für Kolumnen für die Vereinszeitung blieb keine Zeit, in diesem Jahr wurde die 150-seitige Chronik des TVN fertig! Aus dem Inhalt: „Ein weiteres Mal sei es gesagt, dass der heutigen Jugend die freien Tummelplätze absolut fehlen, auch der verlängerte Schulweg, verbunden mit Strassenkämpfen, „Büchsen tschutzen“, Steine sowie „Cheshtene werfen“ ist unmöglich geworden. Die Ursachen kennen wir alle: Die Gefahren auf der Strasse, Vorschriften, Verbote, die fast totale Überbauung und nicht zuletzt die Eltern, welche die Kinder verhätscheln, dazu die ach so strapazierten Nerven der übrigen Erwachsenen. Darum sehe ich unsere Hauptaufgabe darin, Buben die Basis für die weitere körperliche Entwicklung zu schaffen, ihnen das Springen, Klettern, Werfen beizubringen - noch vor 15 Jahren brachte das ein Bub bereits in die Turnstunde“. E. Baltisberger, 1966) „Das Sektionsturnen, früher der Hauptmast des ETV, findet bei den Jungen kaum mehr Anklang. Spielen, spielen, spielen! Das Ball- und das Konditionstraining sind aber Voraussetzungen für ein erfolgreiches Spiel, das Geräteturnen vermittelt zudem Kraft, Beweglichkeit und Geschmeidigkeit, was von den heutigen Riegen kaum

noch erkannt wird. Es beelendet mich, dass von den 36 Aktiven kaum die Hälfte für die Teilnahmen am Bezirksturnfest zu gewinnen waren, auch weil die Volleyballer nicht durch artfremdes Turnen gestört werden wollen". (F. Büchle, 1980) 107

2003

Vom Vergessen

So habe ich also wieder zwei vergessen: Den Adrian mit der von ihm vorbildlich organisierten Turnfahrt und den Willi als fleissiges Mitglied des OK Jubiläumsfeier. Beide sind mir nicht gram - gute Turnkameraden eben. Oder einfach Menschen, die aus der Erfahrung der eigenen Vergesslichkeit heraus über andere Vergessliche den Stab nicht brechen mögen? Menschen, die also nicht vergessen, dass auch sie schon vergessen haben? Ich hänge hier ein paar lose Gedanken zum Thema „Vergessen“ an. Wer etwas damit anfangen kann, soll darüber nachdenken, die andern dürfen sie vergessen... Vergessen! Wie oft haben wir uns darüber wohl schon geärgert! Wie alles hat doch aber auch das Vergessen seine zwei Seiten. Was wäre eine Beziehung, wenn wir nicht vergessen könnten? Was würde sich da alles an Ballast anhäufen, wenn wir nicht so beschaffen wären, dass gewisse Dinge in Vergessenheit geraten? Das Vergessenkönnen hat wohl eine Voraussetzung: Eine ehrlich gemeinte Entschuldigung z.B. und den Willen, es in Zukunft besser machen zu wollen. Gibt es umgekehrt Dinge, die wir immer im persönlichen oder - wie es genannt wird - kollektiven Gedächtnis behalten sollten oder gar müssten? Es gibt Leute, die solche Dinge zu kennen glauben: Den Holocaust etwa, die Ermordung von 6 Mio Juden im 2. Weltkrieg. Einverstanden. Aber birgt nicht der ständig erinnerte Holocaust die Gefahr, dass wir die heute lebenden Deutschen noch immer als Monster ansehen und so mit einer Art neuer Rassenhaftung gar selbst wieder an einer Art Holocaust beteiligt sind, an einem Rufmord, bei dem zwar kein Blut fliesst, der aber dennoch schmerzen kann? - Wir Heutigen sollten die Augen offen halten für Holocausts, an denen wir selbst beteiligt sein könnten, ohne dass wir sie als solche erkennen wollen. Sind die 25'000 jährlich – trotz modernster Verhütungsmittel! - Abgetriebenen allein in der Schweiz nicht auch ein Holocaust, dem wir Beachtung schenken sollten? Die alten Menschen, die allein gelassen in den Pflegeheimen dahinsiechen? Die immer mehr psychisch Kranken in unserer ach so hochzivilisierten Welt? Das bedrohte Leben unter den Treibhausgasen überhaupt? Ich könnte noch viele weitere Beispiele nennen. Vergangenes nicht vergessen können oder sollen birgt also die Gefahr, dass wir zuwenig Raum haben für den Blick für die Gegenwart oder gar die Zukunft. Und was tun wir doch nicht alles, um nicht an gewisse Dinge erinnert zu werden! Leben wir deshalb in einer Welt, die alle möglichen Ablenkungen produziert? Damit wir vergessen und andere davon geschäftstüchtig profitieren können? Was werden zukünftige Generationen uns vorwerfen und dafür kämpfen, dass es nie vergessen wird, weil wir nicht hinsehen und halt vergessen wollten? Falls überhaupt dann noch jemand da ist, der vergessen kann...

Das Turnfest ...

... hat unser Vereinsleben in der ersten Hälfte dieses Jahres massgebend geprägt. Zuerst mussten die Turnerkameraden für die Teilnahme überhaupt erst motiviert werden, und wenn man weiss, wie engagiert viele von uns auch noch in anderen Bereichen sind, kann man abschätzen, damit schon dass ein rechtes Stück Arbeit in Form von Gesprächen nötig war. Da war schliesslich und als Wichtigstes die Vorbereitung auf das ETF in den Turnstunden selber. Immer war in jeder Phase auch einiges an Informations- und damit verbunden auch Schreibearbeit zu leisten. All jenen, die sich in irgendeiner Form für das Gelingen des Turnfests in unserem Verein eingesetzt haben, an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön! Natürlich hat das turnerische Grossereignis auch in der Presse ihre Spuren hinterlassen. Die Baz etwa titelte mit Zehn Tage Spitzen- und Breitensport voller Vielfalt und Farbe". Im Vorspann lese ich: Das Abschluss-Wochenende des ETF in Bern hat noch einmal verdichtet das reiche Angebot des grössten Schweizer Sportverbands aufgezeigt. Die Schlussvorführung verdeutlichte die Vielfalt, der Festumzug am Samstag die kulturelle Verwurzelung und Turnfestsieger TV Länggasse Bern das sportliche Leistungsvermögen. (...) Das stramme Turnen in weiss ist längst zu einem Geschichtskapitel geworden." Neben dem sportlichen Leistungsvermögen der „richtigen“ Sieger steht aber das Engagement der grossen Masse. Dazu meint Markus Graf im Baselbieter Turnen»: Sicher ist aber jede Turnerin eine Siegerin und jeder Turner ein Sieger, die ihre Turnfestaktivitäten mit grossem Engagement, viel Freude und ehrlicher Kollegialität genossen haben." Engagement, Freude Kollegialität: Davon habe ich, im Schoss des TVN" auch in Bern viel gespürt! Bereits schauen die Zeitungen auch in die Zukunft. Im „Baselbieter Turnen" etwa steht: „Das ,ETF 2002 Basel-Land ist keine Illusion der Selbstüberschätzung, sondern ist Realität, eine Chance für unseren Kanton. Es wird ein anderes attraktives Fest werden. Der Erfolg wird davon abhängen, ob wir bereit sind, viel Arbeit zu leisten, um die Turnerinnen, Turner und Festbesucher aus der übrigen Schweiz zu empfangen. Sind wir Realisten, mit dem nötigen Optimismus, gemeinsam werden wir es schaffen." (H.Tschopp) R.Frey

Wir leben unter der Fuchtel des Erdöls!

Die Felder werden nach dem sehr heissen und trockenen Sommer von 2003 langsam wieder grün! Bald sieht es nicht mehr aus wie im Spätsommer in der Toskana: Als ich etwa am Faustballturnier in Aesch an den Gegenhang in Richtung Ettingen hinüberschaute, glaubte ich Olivenbäume im Braun der Wiesen zu erkennen (Es waren natürlich noch grüne Obstbäume). Erst noch setzte ich mich bei der grossen Hitze fast verschämt ans Steuer und gab sachter als auch schon Gas. Unterwegs war mir je-der braune Grashalm lebendiger (oder besser sterbender?) Vorwurf. Vieles ging mir durch den Kopf: War ich jetzt mitschuld an der Klimaerwärmung oder war ich es nicht? Mit ein wenig Wehmut dachte ich an die Zeit zurück, in der alle lediglich vom Waldsterben sprachen und sehr viele sich ernsthaft bemühten, auch wirklich etwas dagegen zu tun; Kurt Felix zeigte im Teleboy", wie man -und das ist kein Witz! - mit dem Deckel auf der Pfanne beim Eier kochen Energie sparen kann (oder besser: konnte). Bald jedoch wurde Entwarnung gegeben, das war ein Hirngespinnst der Medienschaffenden gewesen - und jetzt rasen wir alle wieder beruhigt am Steuer unserer Blechkarossen mit dem das Gewissen beruhigenden Katalysator durch die Landschaft...

Was manche heute ängstigt, ist von anderer Dimension als das isolierte Waldsterben: Das Leben auf der Erde überhaupt scheint bedroht zu sein. Und wie es vielleicht auch mit der Diagnose einer persönlichen Krankheit ist: Wir wollen sie im ersten Moment einfach nicht wahrhaben. Zu einschneidend wäre wohl das Anerkennen eines wirklichen Problems mit dem Treibhauseffekt für uns alle. Eines ist sicher: Wenn wir eines Tages die Antwort auf die Frage Wissen, ob wir nun für die Klimaerwärmung verantwortlich sind oder nicht, ist es wohl zu spät. Bis zu diesem Zeitpunkt werden unsere Obstbäume auch kaum so lange und tief in den Boden reichende Wurzeln bekommen haben wie die Olivenbäume im Mittelmeerraum. Zum Schluss weiss ich gar nicht mehr, ob ich schon vom überhitzten Klima zwischen den globalisierten Kulturen und dem in den offenen privaten Beziehungen in der Zeit der Selbstverwirklichung gesprochen habe - habe ich? Die Hitze halt und der Kreislauf. Blicke noch die Suche nach einem Schuldigen für so viel Wärme oder gar Hitze überall - Das Erdöl! Ohne

es würden wir nicht Auto fahren (oder anders) und die Amerikaner hätten nicht zufälligerweise das Land mit den zweitgrössten Erdölvorkommen auf der Erde angreifen können mit unabsehbaren Folgen für das Zusammenleben der Religionen. Und zuhause? Da wäre dann vielleicht eine Person, welche die Zeit hätte, tagsüber die Heizungen in den vielen, «unbelebten» Zimmern ein wenig zu reduzieren und die am Abend wieder ein gemütliches Holzfeuer machte. Und alle sässen wieder in einem einzigen beheizten Raum um das Kaminfeuer herum und erzählten sich Geschichten.

N.B.: Die Person zuhause könnte auch ein Mann sein. Mich müsste man nicht zweimal fragen.

2004

Reproduktionstechnologin

6 : 1 oder 3 : 1?

Ich schreibe für das Vereinsblatt eines Turnvereins. Die obenstehenden Verhältniszahlen würden als Resultat geschossener Tore zweier Mannschaften eigentlich gut dazu passen. Davon schreibe ich aber nicht. Ich gebe zu, dass die folgenden Zeilen etwas Mut brauchen, sowohl für den Schreiberling wie für den Leser. Vielleicht wird es Kritik hageln. Möglicherweise, weil ich nicht ganz unrecht habe...

Ich muss ein wenig ausholen!

Was denken wir heute, wenn sich einer bei uns als Buezer vorstellt? Nichts Besonderes, werden wir vielleicht denken, einer, der noch körperliche Arbeit leistet, einer, der sogar noch schwitzt.

Pah!

Wissen alle schon, was ein Milchtechnologe ist? Kürzlich flatterte mir eine Berufsbeschreibung dazu aufs Lehrerpult. Natürlich wurde ich neugierig und faltete den Prospekt auf: Der Milchtechnologe ist das, was früher der Käser war!

Käser: Pah!

Milchtechnologe: Alle Achtung!

Ich hole weiter aus!

Oft höre ich am Morgen früh Radio. Wie viele spitze Bemerkungen vor allem von weiblichen Moderatorinnen habe ich im Zusammenhang mit der Familien- und Haushaltsarbeit schon gehört! Wie manchmal habe ich es schon erlebt, dass eine Frau fast entschuldigend sagte, sie sei nur Hausfrau und Mutter. Oder einer ist nur Hausmann.

Pah!

Jetzt komme ich der Sache mit den Verhältniszahlen am Anfang schon näher: Wenn vor 20 Jahren noch 6 arbeitende Menschen einen pensionierten finanzieren mussten (Mussten?), werden es in 10 Jahren 3 sein! Das Rentenalter steigt, die Finanzierung der Sozialwerke scheint gefährdet. Daran ist nur etwas schuld: Man hat nicht rechtzeitig das richtige Wort für das Muttersein eingeführt: Reproduktionstechnologin. Dann hätten die Frauen vielleicht nicht mit dem Gebärstreik angefangen, wie ich es aus fortschrittlichen Kreisen auch schon gehört habe. Gebärstreik deshalb, weil die (staatlichen!) Bedingungen für das Gebären in unserer westlichen Welt so miserabel seien. Was müssten all jene Frauen denken, die vor 50, 100 Jahren geboren haben in Zeiten grösster Not! Jene, die für das 6 : 1 verantwortlich sind und die dank dieses Verhältnisses heute ein wenigstens materiell sorgenfreies Alter haben.

Und wir? Haben wir es als Junge (Ich rede von meiner Generation, der neunmalklugen!) nicht nur bequem haben wollen und setzen unsere Jungen diesen Trend nicht einfach fort? So sollen wir halt im Alter länger anpacken! Recht geschieht uns, ganz recht!

3 : 1!

Gegen unsere Nachkommen! Wir haben eben nicht nur ein Eigentor geschossen. Womit wir wieder beim Sport wären. Schliesslich sind wir ein Turnverein.

Die „Rasenmäherkultur“

Ich muss noch schnell das Vereinsorgan des TV Neuwelt schreiben!

Im vergangenen Sommer wars an einem sehr heissen Samstag Nachmittag. Was an Vögeln jubilieren konnte, tat es. Vielfarbige Schmetterlinge schwebten lautlos von Blüte zu Blüte und tranken zur Erfrischung den Nektar. Im trockenen Gras zirpten die Grillen, und auch die Heuschrecken strichen mit ihren Flügeln über die Saiten an ihren Hinterbeinen monoton um die Wette. Junge Blindschleichen räkelten sich in der lichten Magerwiese in der Sonne.

In der Woche zuvor hatte ich am Dienstagabend noch schnell die Akten gelesen und an der Schulpflegesitzung teilgenommen. Dann mussten am werden und am Donnerstagabend - natürlich auch schnell - die Stimmbänder im Kirchenchor. Am Freitagabend feierte ein Kollege Geburtstag, da hatte ich noch schnell ein Geschenk vorbeibringen müssen. So nebenbei hatte ich noch schnell 28 junge Menschen unterrichtet und war ich insgesamt schnell noch etwa 7 Stunden Auto gefahren. Schliesslich: War da nicht schnell irgendwo eine eigene Familie?

Es war damit Samstagmorgen geworden. In Mümliswil musste noch schnell der Garten meines Elternhauses in Ordnung gebracht werden, meine Mutter wohnt seit 7 Jahren alleine im Haus mit den 15 Aren Umschwung. Am Abend, so war mir bewusst, musste ich dann noch schnell nach Möhlin fahren, wir sangen in der Kirche.

Zuerst lockerte ich die Erde überall, nach einem Gewitter war der lehmige Boden verdichtet fast wie Zement. Dann fuhr ich meine Mutter in den Coop (Ja, Kurt, sie kauft ausschliesslich im Coop ein!). Unterdessen war es 3 Uhr geworden. Jetzt wollte ich noch schnell das grosse, steile Bord oberhalb des Hauses mähen, ich hatte das Gras als Magerwiese stehen lassen. Motor starten und los: In einer Stunde wollte ich fertig sein! Plötzlich sah ich sie dann vor mir: Zwei Grillen! Ob sie nur Hand in Hand gingen oder gerade Hochzeit feierten, konnte ich nicht genau erkennen. Ich war zu schnell unterwegs, um noch ausweichen zu können. In der nächsten Sekunde riss das Messer des Rasenmähers in Stücke, was noch kaum begonnen hatte...

Ich wollte mich nicht ärgern, ich wollte mir einreden, das sei halt so, schliesslich seien das ja auch nur 2 Grillen gewesen. Aber wie es so ist bei mir und ich kann mich nicht dagegen wehren: Die Dinge bekommen ständig symbolhafte Bedeutung. Während ich langsamer weitermähte, dachte ich darüber nach, wie sehr ich wohl in der vergangenen Woche bei meinem Tempo wie der Rasenmäher im übertragenen Sinn auch sonst alles in Stücke gerissen und mehr kaputt gemacht hatte als der Welt zu nützen. Ich sinnierte aber auch darüber, wie oft ich doch höre, dass jemand „noch schnell das und jenes tun“ müsse. Ich ging sogar so weit festzustellen, dass ja heute nicht mehr normal sei, wer „nicht noch schnell müsse“.

Oh ja: Wir reissen wohl bereits geborene Kinder und noch mehr ungeborene in Stücke, weil „alle noch schnell müssen“! Wenn unsere Jungen dann als Hooligans ihrerseits alles kurz und klein schlagen: Können wir dann ehrlich überrascht sein? Unsere Partner/innen begehren auf oder resignieren. Sie lassen sich von uns scheiden oder versinken in der Depression - wollen wir uns wirklich darüber beklagen? So nebenbei geht all das natürlich wieder auf Kosten der Kinder. Und am Arbeitsplatz - falls wir überhaupt noch einen haben: Da muss es doch auch immer schneller gehen - wie sollen wir sonst mit den Billiglohnländern konkurrieren können? Sind da nicht auch wieder letztlich die Kinder, für die wir keine Zeit mehr haben, die Leid tragenden? Dann kommt das Alter – pardon: das Seniorenalter. Schnell ab ins Altersheim mit den Senioren, weil man für die Alten nicht auch „noch schnell da sein müssen“ will!

Nein, Blut fliesst bei alledem nicht! Die physische Existenz der Opfer ist meist noch erkennbar. Wie sehr aber Seelen (Kinder z.B.) haben noch welche! durch die rasend schnell rotierenden Messer dieser im Wahn der Schnelligkeit gefangenen Hochkultur (wohl eben eher einer „Rasenmäherkultur“, deshalb der Titel!), gedreht werden, ist kaum wahrnehmbar. Höchstens in den Erfolgsmeldungen der Medikamentenabteilung von Novartis und den übervollen psychiatrischen Kliniken. Mein Schwager, Psychiater, sagte mir kürzlich, er könnte seine Praxis dreifach belegen...

Diesen Sommer wird es sein an einem heissen Samstagnachmittag. Was an Vögeln jubilieren können, wird es tun. Schmetterlinge werden lautlos von Blüte zu Blüte schweben und den Nektar der Blüten trinken. Im trockenen Gras werden die Grillen zirpen und auch die Heuschrecken werden mit ihren Flügeln über die Saiten an ihren Hinterbeinen um die Wette streichen. Junge Blindschleichen werden sich in der Sonne räkeln.

In der Woche zuvor werde ich am Dienstagabend noch schnell die Akten lesen und an der Schulpflegesitzung teilnehmen. Dann werde ich am Mittwochabend im Turnverein noch schnell die Muskeln ein wenig fit machen und am Donnerstagabend im Kirchenchor auch noch die Stimmbänder. Am Freitagabend wird ein Kollege Geburtstag feiern, da werde ich noch schnell ein Geschenk vorbeibringen. So nebenbei werde ich noch schnell 28 junge Menschen unterrichtet haben. Und irgendwo wird auch noch eine eigene Familie sein mit ihren Ansprüchen.

Es wird Samstagmorgen werden. In Mümliswil werde ich noch schnell den Garten in Ordnung bringen, meine Mutter wird nach 8 Jahren noch immer alleine im Haus mit den 15 Aren Umschwung wohnen. Am Abend werde ich schnell nach Möhlin fahren, wir werden in der Kirche singen.

Zuerst werde ich die Erde überall lockern, nach einem Gewitter wird der lehmige Boden verdichtet sein fast wie Zement. Dann werde ich meine Mutter in den Coop fahren (Ja, Kurt, sie wird auch in diesem Sommer ausschliesslich im Coop einkaufen!). Unterdessen wird es 3 Uhr geworden sein. Jetzt werde ich noch schnell das grosse Bord oberhalb des Hauses mähen wollen. Motor starten und los: In einer Stunde werde ich fertig sein wollen! Plötzlich werde ich sie dann wieder vor mir sehen: zwei Grillen!

Ob sie nur Hand in Hand gehen oder gerade Hochzeitstag feiern, werde ich hoffentlich diesmal rechtzeitig erkennen können, weil ich möglicherweise einen Deut langsamer unterwegs sein werde - das wäre dann ein wirklicher kultureller Fortschritt, einer von der „Rasenmäherkultur“ weg hin zur wirklichen Zivilisation...

So, das Editorial ist fertig. Jetzt folgt noch schnell der Rest...

Geist und Ungeist

Wenn ich behaupte, Pfingsten habe etwas mit der Fussball-EM zu tun, erklären mich einzelne vielleicht (einmal mehr?) für ein wenig (oder auch mehr) verrückt. Möglicherweise ist mir der Gedanke auch nur gekommen, weil ich an Pfingsten schreibe, aber das werde ich erklären müssen. Ich mag es übrigens all jenen gönnen, die jetzt bei einem kühlen Bier im Garten sitzen...

Pfingsten, so wissen wir, hat etwas mit „Geist“, mit „Begeist(er)ung“ auch, zu tun. Wenn wir jetzt nach dem Geist fragen, in welchem die Spiele an der EM wohl ausgetragen werden, ist bereits zumindest von den Begriffen her eine Beziehung zwischen Pfingsten und der EM hergestellt: Werden die Spiele rein sportlich begeistern und völkerverbindend sein (so, wie es sich Adolf Ogi mit seinem Mandat innerhalb der UNO erhofft) oder dienen sie dazu, (einmal mehr?) primitiven, «völkischen» Geist zu wecken - «Ungeist» also mehr als Geist?

Niemand käme auf die Idee, einzelnen nationalen Fussballverbänden die Erlaubnis zu geben, einzelne Regeln in nationalem Geist abzuändern - es wäre das Ende der Welt-Fussballbewegung. Ich könnte mir dann nicht mehr während meiner Ferien irgendwo auf der Welt einen Fussballmatch ansehen, ohne vorher das nationale Regelwerk studiert zu haben. Nein, der Geist des «Individualismus», jener des «Alleingangs», ist im Fussball unerwünscht. Auf dem Platz sorgt ein (fehlerhafter und trotzdem) allmächtiger Schiedsrichter für die Einhaltung der Regeln, die noch immer den Geist der Fussballväter atmen - man stelle sich vor, es wäre anders und jeder Entscheid müsste zuerst diskutiert werden (so, wie heute ja alles zuerst «abgesprochen» werden muss)!

In der Chronik bin ich damals genau auch der Frage nach dem jeweils herrschenden (Zeit-)Geist nachgegangen und ich habe versucht aufzuzeigen, wie sehr er Vorgänge in der lokalen Turnbewegung beeinflusst hat. Wie oft ist von führenden Vereinsmitgliedern auf die Gefahren des zunehmenden „Individualismus“, des Alleingangs, hingewiesen worden, auf den «schlechten Geist» in der Riege. Zunehmend agierten die Vereinsmitglieder nicht mehr im selben Geist, redeten sie nicht mehr alle die gleiche Sprache, das interne Regelwerk zerbrach - die Folgen kennen wir.

Wenn ich höre, wie sogenannte Fans ganze Züge demolieren, dann - denke ich - weil auch die «geistigen Regelwerke» zerbrochen sind, die das Zusammenleben ausserhalb des Sports regeln - individuell muss alles sein, speziell, auf jeden einzelnen zugeschnitten. Ist das nicht der Fall, lässt man die Fäuste tanzen!

Ich komme auf Pfingsten zurück: Der Geist, von dem dort die Rede ist, war auch völkerverbindend, garantierte ein Mindestmass an Einigkeit, es ist der Geist, der letztlich das Fundament allen gesellschaftlichen Lebens bildet, damit auch des Sports; dieser Geist muss aber nicht an irgend eine religiöse oder konfessionelle Gruppe gebunden sein, auch ein rein vernünftig denkender Mensch kann wohl die Notwendigkeit einer geistigen Grundlage allen Tuns nicht wegdiskutieren.

Ich sehe Tendenzen, dass das zunehmende Fehlen einer „geistigen Grundlage“ am Schluss auch den Fussball kaputt macht wie so vieles zuvor. Die riesigen Polizeiaufgebote, die für jeden Match schon nötig sind, weisen in diese Richtung.

Zum Schluss: Auf die Pfingstereignisse haben die Aussenstehenden ähnlich reagiert wie ihr vielleicht auf meine Worte: Hat da auch einer im Zustand der Trunkenheit geschrieben? Damit nicht einzelne glauben, ich sei den irdischen Freuden jetzt ganz entrückt: Bevor ich mich an den Computer gesetzt habe, genehmigte ich mir im Garten ein kühles Glas Weissen.

„Also doch!«, höre ich bereits welche sagen...

Die handgestrickten Socken unserer Mutter: Eine etwas andere Weihnachts-Dankeskarte

Diesen Satz schreibe ich mit fast 20 Jahren Distanz zum nachfolgenden Text: Donald Trump trug gekaufte, synthetische Socken!

Für morgen, 9. November, ist ein Sturmtief angesagt. Ich stehe vor dem Kasten und suche die langen Socken. Handgestrickt sind sie noch und warm haben sie während 50 Jahren gegeben (Nein, nicht immer das gleiche Paar!), wohlig sollen sie meine Füsse auch in diesem Winter wieder einpacken. Ich muss morgen früh aufstehen, deshalb lege ich alle frisch gebügelten Kleider auf einen Stuhl, am Schluss die handgestrickten Socken oben drauf. Alles bereit - ich habe es nicht gern, wenn es am Morgen früh schon hektisch zugeht! Ja, alles liegt bereit. In dieser Gewissheit schlafe ich ruhig ein.

Dann der Traum: Eine Frau im besten Alter sitzt am Fenster, sie strickt Socken, warme Wollsocken. Wie in einem Film wird dann die Szene immer aus- und wieder eingeblendet, immer sitzt die gleiche Frau am Fenster, jedes Mal etwa 10 Jahre älter. Mit dem Alter beugt sich ihr Rücken mehr und mehr vornüber von der Last der Jahre und der stärker werdenden Altersbeschwerden und schliesslich auch wegen des Todes ihres Mannes und der damit verbundenen einsamen Stunden, Tage und Nächte. Mit der gleichen Fertigkeit entsteht in all den Jahren aber immer wieder ein neues Paar Socken, Zentimeter um Zentimeter, mit einem unbändigen Willen. «Seit mein Mann gestorben ist und ich wegen meiner schwachen Beine nicht mehr ins Dorf einkaufen gehen kann», höre ich sie sagen, «bin ich oft alleine und lenke mich mit dem Stricken etwas ab. Aber meine Augen sind müde geworden und oft schmerzt mich der gebeugte Rücken, wenn ich da so vor dem Fenster sitze und zwischendurch auf- und ins Dorf hinunterschaue: «Ich habe Angst vor dem Tag, an dem ich auch nicht mehr stricken kann». Ein Kinderchor beginnt zu singen: «Mis Müeti het mer gschriebe, es sig so ganz elei, es sig so ganz verlasse, es sig so ganz elei, es sig so ganz verlasse, es sig so ganz elei...!».

Da wache ich auf. Ich habe kalte Füsse, die Decke ist ein wenig zur Seite gerutscht. Schnell ziehe ich sie zurecht und versuche wieder einzuschlafen. Mit kalten Füssen, so geht es mir noch durch den Kopf, schläft es sich nicht nur schlecht, es lebt sich auch nicht gut. Zum Glück kann ich wieder einschlafen.

Frühmorgens: Duschen, Anziehen, auch die handgestrickten Socken. Es ist kalt, als ich auf den Bus gehe, die Jacke gibt warm, der kalte Schneewind lässt mich trotzdem frösteln. Eines habe ich aber auch an diesem ersten Früh-Wintermorgen: Warme Füsse!

Da erinnere ich mich wieder an den Traum – wie lange werde ich noch solch warme Socken tragen können, fährt es mir durch den Kopf. Du sassest doch im Traum am Fenster, Mutter, und du stricktest doch die Socken! Zum ersten Mal seit 50 Jahren wird kein neues Paar von dir unter dem Weihnachtsbaum liegen! Ja, zu selbstverständlich war es, dass sie da lagen und zuwenig habe ich es geschätzt und folglich auch zuwenig herzlich dafür gedankt. Nun ist es zu spät, vor 4 Monaten hast du uns für immer verlassen...

Liebe Mutter: Ich werde fortan dann ganz fest an dich denken, wenn ich nachts oder auch sonst kalte Füsse habe oder wenn ich im Leben, wie man im übertragenen Sinn auch sagt, mal etwa „kalte Füsse bekomme“. Hoffentlich gelingt es auch mir eines Tages in nicht allzu ferner Zeit, die Stricknadeln («den Löffel», wie man eher sagt) nie fortzuwerfen und jeden neuen Tag mit dem Ziel neu anzupacken, jemandem etwas Liebes zu tun und so noch Sinn zu schaffen, wenn ich längst das Gefühl habe, allen nur noch im Weg zu stehen, so, wie du es oft hattest. Dabei kann mit Fug und Recht gefragt werden, ob all die grossen Taten (?) dieser Welt - auch jene, die jeweils mit dem Nobelpreis oder mit Oscars ausgezeichnet werden - möglich wären, wenn ihre Vollbringer kalte Füsse hätten... Wie wichtig du so gesehen doch warst, Mutter, zusammen mit all den andern Müttern deiner Generation! Ich weiss, wie lächerlich ich mich machen würde, wenn ich euch für den Nobelpreis vorschläge! So will ich euch allen wenigstens ein Weihnachts-Dankeskärtchen vors Fenster legen, so, wie ich es als Kind mit den Wünschen für das Christkind getan habe – hoffentlich trägt es dir, Mutter, dann ein Engel zu!

Vielleicht bringt die Zukunft nicht mehr so Grosses hervor wie die Vergangenheit – vielleicht, sage ich. Nehmen wir an, es sei so: Ob es dann daran liegt, dass das Socken Stricken nichts mehr Wert ist?

Die Zeiten ändern sich! Das Folgende schreibe ich auch mit fast 20 Jahren Distanz!

Meine Frau holte vor zwei Wochen im Wullelädedeli Wolle. 40 Jahre habe sie darauf gewartet, dass das Stricken wieder etwas Wert sei, wieder «in», wie man heute sage, meinte die Mittsechzigerin. Jetzt sei es so weit! Wenn es nicht zynisch wäre, würde ich sagen: Corona sei Dank!

Und nochmals: Ich bin fast sicher, dass der Amerikanische Präsident Donald Trump synthetische Socken getragen hat! Das schlägt aufs Denken! Ich setze viel Hoffnung in die Tatsache, dass der Neue, Joe Biden, handgestrickte trägt. Das gibt Bodenhaftung – auch im Denken!

Barbaren

Barbaren sind nur immer die andern!

Da ich das Vereinsblatt eines Turnvereins redigiere, müsste ich von der Doping-Barbarei zur Leistungssteigerung im Sport schreiben. Das tue ich aber nicht. Dafür warne ich vor den folgenden Gedanken – sie sind nichts für sensible Gemüter...

Entsetzlich, was da mit der Geiselnahme an einer Schule in Südrussland geschehen ist, menschenverachtend, menschenrechtswidrig. Und doch habe ich mich gefragt, ob das Entsetzen bei uns ob solcher Barbarei echt war: Kam die Geiselnahme nicht gerade recht, um damit die Zeitungen nach der Fussball-EM und der Olympiade wieder füllen zu können? Wenn ich gesehen habe, was für Bilder veröffentlicht wurden, weiss ich nicht, ob nicht in erster Linie der Voyeurismus der Leser/innen befriedigt wurde: Haben wir das Recht, Kinder in ihrer tiefsten Not darzustellen? Ist das nicht pietätlos? Werden die Opfer so nicht nochmals zu Opfern, Opfer unserer Sensationslust und gerade gut genug, um bei uns ein wenig Hühnerhaut zu provozieren?

Die Kinder sind Opfer eines gnadenlosen innerrussischen Machtkampfs. Wir schütteln den Kopf ob der Barbarei, die dort stattfindet. Nein, bei uns ist so etwas nicht möglich! Wir leben in einem zivilisierten Land!

Sollten wir nicht einmal ganz vorsichtig unsere eigene Zivilisation auf mögliches barbarisches Verhalten genauer ansehen? Sind nicht z.B. Kinder und Jugendlichen auch bei uns Opfer gnadenloser Machtkämpfe und nicht nur sie?

Hören wir nicht fast täglich von Eltern, die (in einem liberalisierten moralischen Umfeld, welches auch die Scheidung liberalisiert hat) um ihre Kinder streiten? Nein, Blut fliesst nicht! Spektakulär sind die Bilder von den Kindern deshalb nicht, die nach einem Machtkampf in einer Ehe als „Verhaltensoriginelle“ in den Heimen oder in einer Depression landen – ich habe 5 Jahre in einem Heim gearbeitet und kenne ein wenig ihr Elend, ihr Trauma! Mehr und mehr müssen Kinder auch in den öffentlichen Schulen mit Ritalin ruhiggestellt werden, nur unter dem Einfluss dieses Medikaments können die Lehrer/innen mit diesen Kindern noch arbeiten.

Oder all die jugendlichen Arbeitslosen: Opfer eines gnadenlosen Verdrängungskampfs in einer global liberalisierten Weltwirtschaft – Marktzugang und / oder -beherrschung fordern halt ihre Opfer, Kostensenkung und die damit verbundenen „Sockelarbeitslosen“ müssen wir in einer liberalen Marktwirtschaft akzeptieren, so das Wirtschaftscredo, „sozial einigermaßen abgefedert“. Es ist kein Zufall, wenn wir immer mehr psychisch Kranke in den überfüllten Kliniken betreuen müssen!

Oder soll ich noch von den dank einem liberalisierten Abtreibungsrecht möglich gewordenen 20'000 legalen Abtreibungen pro Jahr reden? Soll ich für jene schreiben, die in menschenverachtender Weise erst nach 3 Monaten im Mutterleib das Recht auf Menschenrechte und damit auf Schutz haben? Soll ich verurteilen, dass der Westen als stolze „Wiege der Menschenrechte“ oft aus purer Bequemlichkeit jährlich allein in unserem Land an den genannten 20'000 werdenden Kindern das Todesurteil vollstreckt? Oft genug doch nur, weil die Eltern Angst haben, sie könnten z.B. ihre Karriere nicht wie geplant fortsetzen.

Vergessen will ich nicht die älteren Menschen, die - weil überall im Wege - in Heime abgeschoben und allzu oft medikamentös ruhiggestellt werden – sie können so nicht gegen diese Barbarei rebellieren!

Ich frage mich manchmal, ob nicht so viel Übel aus gerade jenem Liberalismus herauswächst, mit dem der Westen angetreten ist, die Welt zu verbessern. Und wenn ich so darüber nachdenke, was wir für Barbaren sind, kann ich fast ein wenig verstehen, wenn z.B. die Arabische Welt skeptisch mit den Werten umgeht, die wir als Wundermittel anbieten.

In meinem Hinterkopf habe ich da noch so eine Geschichte: Hat da nicht einmal einer vor 2000 Jahren in einer patriarchalisch geprägten Gesellschaft alle männlichen Kinder unter 2 Jahren umbringen lassen? Weil er Angst hatte vor einem neuen König, vor einem, der ihm möglicherweise seine Macht streitig machen wollte? Nein, diese Geschichte ist nicht veraltet, sie aktualisiert sich täglich in uns und um uns herum! Hätten wir sie besser im Bewusstsein: wer weiss, ob wir nicht da und dort anders und somit weniger barbarisch entscheiden würden – im Interesse unserer Kinder, Arbeitenden, Partner, älteren Menschen usw. und nicht im eigenen...

So, jetzt habe ich den Neuwältler fertig. Mein Kopf schmerzt. Wo habe ich jetzt auch schon wieder meine Aspirine hin verlegt! Ich muss doch noch...

Wie barbarisch ich doch zur Leistungssteigerung mit meiner Gesundheit umgehe! Barbaren sind trotzdem immer nur die andern!

2004

Die Hure

Die Weihnachtsgeschichte ist unabhängig von ihrem religiösen Gehalt auch die Geschichte von Menschen, die nirgends einen Platz fanden und finden. Die folgende wahre Geschichte von J. ist auch ein wenig die Geschichte einer Ausgestossenen.

Eine Hure sei sie, musste sie sich schon anhören. Dabei sagt sie in ganz tiefen Momenten von sich, sie «sei halt ein Krüppel»...

Ein Mensch, zwei Bilder!

Wie mancher hat sich schon auf den ersten Blick in eine Schönheit verliebt! Wie mancher war uns auf den ersten Blick sympathisch - oder auch nicht. Das gehört zum Leben – wirklich?

Unser erster Blick kann auch trügen und furchtbare Fehlurteile produzieren. So ist sie aufgrund des ersten Eindrucks wie erwähnt eine Hure, weil sie mit den Hüften sehr stark wackelt. Männer pfeifen ihr auf der Strasse nach, der Hüfte wackelnden Hure, Frauen schütteln missbilligend den Kopf und die junge Frau, die Hure, musste schon hören, sie mache mit ihrem Hüftschwung in aller Öffentlichkeit die Männer an.

Wie oft ist sie dann schon nach Hause gekommen und hat geweint, Herz zerbrechend. Denn: Wer ist «diese Hure»?

Sie ist meine Nichte. Niemand sah ihr etwas an, bis sie 14 war, sie entwickelte sich ganz normal. Dann fühlte sie sich mit dem Beginn der Pubertät oft sehr müde, hatte bald einmal Mühe, sich am Tisch gerade zu halten. Trotzdem fing sie mit 16 erfolgreich eine kaufmännische Lehre an. Im 2. Lehrjahr waren da dann aber wieder diese Müdigkeitsattacken, jetzt öfters und länger dauernd. Im Bett konnte sie sich nicht mehr aufrichten, ihr Gang wurde immer unsicherer, unkontrolliert wackelte ihr Hintern beim Gehen – Zeit also, die ersten Abklärungen zu treffen. Mit einer Punktion entnahm man dem Oberschenkel Muskelmasse. Die Diagnose war niederschmetternd – eine schwere, unheilbare Muskelerkrankung, genetisch bedingt, vererbt, aber seit Menschengedenken in der Familie nie aufgetaucht. Die kaufmännische Lehre zu absolvieren, war nicht mehr möglich, das Niveau der Bürolehre schaffte die junge Frau aber noch.

Und heute? Sie ist eine bildhübsche junge Frau und arbeitet zu 50 % im Büro eines technischen Unternehmens an der Seite ihrer Mutter, selbst Kauffrau. Nachts schläft sie unter dem Sauerstoffzelt, jede Erkältung ist lebensbedrohend, weil sie den Schleim kaum abzuhusten vermag. Ihr erster Freund war ein Kosovo-Albaner, der jetzige ein Kroat. Er kümmert sich liebevoll um sie. Mit ihrem Vater bin ich jeweils nicht so ganz einverstanden, wenn er etwa meint, einen Schweizer bekomme sie in ihrem Zustand halt keinen, „nur so einen“...

Und ich? Immer muss ich jetzt immer an sie denken, wenn vor mir eine Frau Hüfte schwingend ihres Weges geht. Der erste Gedanke - oder mehr ein Trieb? - des Mannes in mir ist dann: „Ist halt doch etwas Schönes!“ Dann folgt der zweite...

Ja, und vielleicht zeigt diese wahre Geschichte auch ein wenig, warum wir Weihnachten immer wieder brauchen: Um daran erinnert zu werden, dass wir uns nicht mit dem ersten getrüben Blick zufriedengeben sollten, der ja meist (und das meine ich nicht anatomisch) „aus dem Bauch heraus“ oder gar „von unter der Gürtellinie“ kommt.

Ich wünsche allen Frohe Weihnachten.

Verliebt!

Ich mag nicht mehr über Doping schreiben - es ist alles gesagt und nützt doch nichts.

Als ich sie zum ersten Mal sah, erwachte in mir ein grosses Interesse für sie. Zu diesem Zeitpunkt war sie noch klein und konnte noch keine Nachkommen haben. Ich fragte mich, wie sie sich in ihrer Schönheit entwickeln und was aus ihr werden würde und so hegte und pflegte ich sie voller Liebe. Meine damals 86-jährige Mutter warnte mich allerdings schon frühzeitig vor ihr und ihren Nachkommen. Doch meine Liebe zu der werdenden Schönheit machte mich blind, ich war ihr richtig gehend verfallen.

Schon als sie noch klein war, hatte sie einen ausgesprochen stacheligen Charakter. Wo sie stand, machte sie sich breiter und breiter, am Schluss musste in einem grossen Umkreis alles um sie herum weichen: die Kleinen, die Schwachen und die Scheuen. Ihre stachelig-abweisenden Arme entwickelten sich kräftig, zuoberst sass der Kopf des Geschöpfes. Es – oder besser: sie - war am Schluss fast so gross wie ich! In die Arme konnte ich sie trotzdem nicht nehmen, mit der erwähnten stacheligen Art war es schwierig, mit ihr in eine engere Beziehung zu kommen. Ja, sie war eine eigentliche, grosse Narzisstin, verliebt in ihre eigene Schönheit, damit beschäftigt, sich im Spiegel zu betrachten, unnahbar: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“

Zu diesem Zeitpunkt hätte ich - mit Handschuhen, wohl vermerkt - sie packen und ins Feuer werfen sollen, doch das brachte ich wegen der erwähnten Verfallenheit nicht mehr fertig. Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf: Ihre zahlreichen Nachkommen beschäftigen mich seit zwei Jahren, mitsamt den Wurzeln versuche ich das Uebel periodisch mit einem spitzen Messer auszurotten. Die Nachkommen sind aber genau so stachelig und narzisstisch veranlagt wie ihre Mutter! Und wer schon mit Narzissten/innen zu tun gehabt hat, weiss, wie hart oder gar vergeblich der Kampf gegen sie ist.

Hätte ich doch auf meine Mutter gehört! Ich war damals 53 und noch kein bisschen weiser.

Die obigen Zeilen, nicht wahr, hören sich sehr „menschlich“ an. Wir kennen alle Menschen, die so narzisstisch sind wie das erwähnte Geschöpf, ansatzweise tragen wir alle ja die Veranlagung dazu in uns. Vielleicht ist es sogar nicht ganz falsch zu behaupten, dass der Narzissmus in der westlichen Gesellschaft geschäftstüchtig richtig gehend gefördert wird. Auch kennen wir alle Momente der „Verfallenheit“, in denen wir, geblendet, „den Kopf verlieren“, wie man so schön sagt. Immer wieder schlagen wir auch Warnungen von „weisen Alten“ in den Wind, alles müssen wir zuerst selber erfahren.

In Wahrheit handelt es sich beim obigen Geschöpf um eine wunderschöne, anderthalb Meter hohe Distelart, wie sie vor 2 Jahren nach dem trockenen Sommer im Garten meines Elternhauses wuchs. Sie hatte wohl davon profitiert, dass die Grasnarbe im Vorsommer wegen des heissen Wetters vertrocknet war und so - geschwächt - dem Eindringling nichts entgegenzusetzen hatte. Die Distel ist mit ihrer langen Wurzel auf eine mögliche Klimaveränderung vorbereitet, ganze 40 Zentimeter reichte sie in den Boden hinab und wenn alles um sie herum braun war: Dunkelgrün stand sie den ganzen Sommer über vor mir.

Ich bin überzeugt, dass solche kaum wahr genommenen Vorgänge wie die Ansiedlung dieser Distel im erwähnten Garten Vorboten sind, Vorboten, die wir wohl nicht ernst genug nehmen. Ich weiss einfach, dass während meiner ganzen Kindheit nie eine solche Distel in

unserem Garten wuchs und ich erlebe, wie rasch sie sich ausbreiten und die „alteingesessenen“ Pflanzen verdrängen würden. Kübelweise habe ich im letzten und in diesem Sommer Jungpflanzen dieser Distelart ausgestochen, auf den Knien: Zwingt mich der Klimawandel in die Knie? Wenn es stimmt, dass sich das Klima verändert, bin ich wohl chancenlos – auch auf den Knien...

Aber eigentlich mag ich ja auch gar nicht mehr über den Klimawandel schreiben. Es ist alles gesagt und nützt doch nichts.

2006

Vergorenes und andere Drogen

Damals hatte man altmodische Weidenkörbe. Und nicht sehr schmackhaften vergorenen Apfelsaft. Auch Kain existierte bereits.

In Mümliswil mähe ich nicht nur den Rasen - im letzten Sommer hat mir diese Tatsache wegen eines Editorials vorübergehend die Bezeichnung „Rasenmäher-Ruedi“ eingebracht. Nun werde ich bestimmt auch noch zum „Umstech-Ruedi“...

Was hat das Umstechen im Herbst mit Basketball und Doping und was mit einer der Urgeschichte menschlichen Handelns aus Eifersucht und Neid heraus, jener von Kain und Abel, zu tun? Sicher werden jetzt wieder einige denken, ich sei völlig „durchgeknallt“, wie man heute sagt.

Ich stach also im November die Erde um. Da ich nach der Kartoffelernte nichts mehr gesetzt hatte, war schon recht viel Unkraut gewachsen, Unkraut, das natürlich ausgestochen werden musste, bevor es versamen konnte. Damit ich nicht wegen jeder Löwenzahnstaude Richtung Kompost gehen musste, holte ich im Keller einen gekauften Plastikkorb und stellte ihn neben mich. Staude um Staude flog in den Korb und je weiter weg vom Korb ich arbeitete, desto mehr wurde meine Arbeit zusätzlich zum Spiel: Ich zählte die Treffer im Vergleich zur Anzahl der Würfe – der Korbball, neudeutsch „Basketball“, war entstanden!

Blicken wir jetzt einige Jahrhunderte zurück in eine Zeit, als die Menschen die Äcker ganz nahe beieinander hatten und das Umstechen überall noch von Hand erfolgte, als jeder auch beobachten konnte, was der andere tat. Da waren an einem Tag im Spätherbst auch zwei Bauern auf dem Feld, jeder hatte einen selbst geflochtenen Weidenkorb bei sich und tat Jahrhunderte vor mir genau das, was ich an jenem Novembertag auch tat, Unkraut in einen Korb zu werfen. Während sie so umstachen, kam einer auf die Idee, den Korb auf die Grenze zu stellen und beide sollten versuchen, von ihrem jeweiligen Standort aus in den gleichen Korb zu treffen. Warum nicht, sagte sich der andere Bauer und das Spiel begann.

Wie toll, müsste man sich sagen: Da leisteten zwei harte körperliche Arbeit und spielten gleichzeitig ein Spiel! Nun war es aber so, dass der eine Bauer viel treffsicherer war als der andere. Und damit begann das Verhängnis.

Wir ahnen die Fortsetzung: Den Verlierer wurmte es, dass er als „Verlierer“ dastand. Er sann darüber nach, wie er treffsicherer werden könnte. Heimlich begann er zu üben, im Wald stellte er einen Korb auf und warf Steine hinein. Nach einiger Zeit trafen sich die Bauern nach Feierabend – Steine wollten sie in einen Korb werfen. Und tatsächlich: Der „geübte“ Bauer hatte diesmal mehr Erfolg. Das Wort „Revanche“ kannten die beiden Bauern noch nicht, was damit gemeint war, schon. Also trafen sie sich jetzt regelmässig zum „Korbstein“. Beide waren sie natürlich ab sofort damit beschäftigt, nach Möglichkeiten zu suchen, sich einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen, „Mitmachen“ alleine genügte bereits nicht mehr. Auch hatten die Bauern schon beobachtet, dass Fruchtsäfte vergoren und dass deren Genuss eine ruhigere Hand bewirkte - der erste Dopingfall! Manchmal hegten die beiden zu Konkurrenten gewordenen Bauern auch ganz böse Gedanken und nicht selten hätte es eben so ausgehen können wie in der Geschichte - von Kain und Abel eben.

Kehren wir wieder in die Gegenwart zurück. Zwischen meinem Nachbarn und mir wäre eine ganz ähnliche Entwicklung möglich gewesen, auch wir hätten „Unkrautwerfen“ spielen können. Er kann sich aber eine Bodenfräse leisten (Ruhig, Kain, ruhig!). So geht er halt abends ins Fitnesscenter und in den Basketballclub, während ich zuhause meinen schmerzenden Rücken einsalbe.

Die Moral von der Geschichte? Damals hatte man Weidenkörbe, heute Plastikkörbe. Damals trank man vergorenen Apfelsaft, heute betreiben wir über Injektionen Blutdoping. Kain – manchmal habe ich das Gefühl, er treibe sein Unwesen stärker denn je.

Und die (fortschrittlichen) Dopinglabors sind (immer fortschrittlicheren) Dopingmethoden auf der Spur. Aber sonst?

Verzeiht, wenn ich jetzt auch gar „kulturpessimistisch“ wirke. Durchgeknallt halt! R. Frey

Zynismus...

... ist wohl oft auch ein Weg, um falsche Entwicklungen anzuprangern.

Wie sehen wir doch unsere Gesellschaft so fortschrittlich und wie oft reden wir umgekehrt von „primitiven Kulturen“, wir wissen auch genau, wer „so primitiv“ ist und wo er/sie wohnt. Als Touristen lächeln wir vielleicht, wenn die „Primitiven“ in ihren einheimischen Folklorekostümen für ein paar Franken vor ihren Kameraobjektiven herumhopsen.

Kürzlich freute ich mich, wieder einmal im „Joggeli“ zu sein und zusammen mit einem Kollegen und einer meiner Töchter den Fussballmatch gegen den FC Zürich zu sehen. Die Sicherheitsvorkehrungen waren nach dem letzten Mai enorm und nachdem ich die Billettautomaten passiert hatte, wurde ich auch abgetastet. Zum Witz meinte ich zum Steward, er solle auch ja gut kontrollieren, ich sein nämlich ein Hooligan... Das sehe man mir auch an, meinte er nur. Natürlich trinken wir nach der Eingangskontrolle immer zuerst einmal ein Bier – Stehbaren hatte es jetzt aber keine und wir werweissten darüber, warum das so sei. Schliesslich spekulierte ich, sie seien aus Sicherheitsgründen nicht aufgestellt – ein solches Tischlein kann natürlich zu einer fürchterlichen Waffe werden! Schon das liess mich innerlich den Kopf schütteln. Kurz vor Matchbeginn nahmen wir unsere Plätze ein, 5 Meter neben dem Zürcher Sektor.

Der Zürcher Sektor? Einfach so ein Sektor? Nein, eher ein aus massiven Eisenstangen bestehender Käfig mit jungen Menschen, die nicht nur zwischendurch fauchten, wie es wilde Tiere in ihren Gehegen oft tun, das Fauchen dieser Tiere dauerte und dauerte, es war ein Zustand... Die Fäuste flogen im Takt der Gesänge Richtung Basler Fans unten, Fäuste und hasserfüllte Blicke flogen zurück. Hätten Blicke töten können: Was für ein Blutbad wäre da entstanden! Immer wieder forderte uns ein Fan durch das Gitter hindurch lauthals auf, doch auch Kampfgesänge anzustimmen. Dann fiel mein Blick auf zwei vielleicht 17jährige, bildhübsche junge Frauen mit einem grossen Bier in der Hand. So richtig tobten sie nicht mit, ich fragte mich, was sie inmitten dieser kochenden Männerhorde suchten.

In der 26. Minute ging Basel in Führung. Jetzt flogen nicht mehr nur Fäuste, etwa 20 volle Bierbecher luden ihren schäumenden Inhalt über und aus. Von jetzt an wurden wir bei jedem Pfiff gegen die Zürcher mit Bier geduscht.

Pause! Die Polizei hatte Mühe, die Zürcher in ihrem Gehege zu halten, mir war nicht wohl bei den Bildern, meine Tochter hatte sogar Angst. Schliesslich hatte ich meinen Kaffee, alle kehrten auf ihre Plätze zurück, die Zürcher in ihren Käfig. Und sie fauchten weiter! Schon bald viel das 2. Tor für die Basler. Wieder ein Bierregen! Nun reichte es uns! Wir begaben uns auf den Zwischenboden hinauf. Oben angekommen, blickte ich in eine schwarze Wand von Polizisten in voller Kampfmontur, dicht gedrängt standen sie Kopf an Kopf mit erstarrter Miene hinter den Plastikvisieren da und harreten eines allfälligen Einsatzbefehls. „Krieg“! ging es mir durch den Kopf, „entmilitarisierte Zonen wie zwischen Süd- und Nordkorea oder auf dem Balkan oder in Afrika oder...“

Dann der Abpfiff, nachdem kurz vor Schluss den Zürchern noch der Anschlussstreifer gelungen war und das Stadion vollends in einen „Wikdtierzoo“ verwandelt hatte. Einige Basler ausserhalb des Stadions – wohl solche mit Stadionverbot - rüttelten an den Aussengittern auf dem Zwischenboden gegen den Bahndamm hinauf und skandierten mit derselben hasserfüllten Miedne Schmährufe Richtung Zürcher, die vor ihnen das Stadion verliessen. Wir standen genau dazwischen, wäre ich ein Hund gewesen, hätten sich auch meine Haare gesträubt...

Endlich waren wir zuhause. Am andern Tag stand in der Zeitung, der Match sei „relativ ruhig“ verlaufen. Ja, relativ ruhig.

Eine Mauer mit schwarzen – Polizisten? Ich habe vergessen zu erwähnen, dass mich durch die Visiere auch mehrere Frauen anblickten. Mann musste schon genau hinschauen, um sie als Frauen zu erkennen. Selten zuvor war mir so bildlich vor Augen geführt worden, was aus der Emanzipation auch – sicher nicht nur - geworden ist – Frauen im selben schwarzen Kampfanzug wie die Männer, vermutlich der gleichen, nur etwas anders geformten Schussweste, mit demselben Schlagstock griffbereit, mit demselben Visier: eine schreckliche Art der Gleichmacherei, bei der viele Frauen ihre Würde als Frau verloren haben – mehr als in den uralten Zeiten, in der Haus und Herd ihre Domäne waren. Es gibt für mich nur einen Grund dafür: klingende Münzen und die Möglichkeit, Karriere zu machen – und Macht auszuüben, etwas, was man den Männern ja immer vorwirft. Auch hier möchte ich nicht falsch verstanden werden: Es ist nicht so, dass ich in den „Frauen-zurück-an den Herd-Ruf“ einstimme. Die Erziehungsarbeit sollte aber endlich so bezahlt werden, dass auch ein Mann zuhause bleiben könnte...

Noch etwas habe ich mich nach den Ereignissen der letzten Wochen gefragt: Wenn der Mann der Polizistin auch am Match war – was trieb dann ihre 13-jährige Tochter zuhause oder was wurde von 15-jährigen Knaben, auch unbeaufsichtigt, mit ihr getrieben? Soziale Kontrolle ist eben nicht nur ein Fluch, wie wir es als Achtundsechziger empfunden – heute sehen wir, was passiert, wenn eine solche nicht mehr praktiziert wird, nicht zu selten aus purer Bequemlichkeit.

Gehen irgendwelche primitive Stämme aufeinander los: Wie sehr fühlen wir uns dann während der Berichterstattung darüber überlegen! Mit welchen Augen müsste „einer aus dem Busch“ das sehen, was da im Stadion abgegangen ist? Hätte er nicht das Recht, das als „primitiv“ zu empfinden?

P.S. Mein Kollege beschwerte sich im Anschluss an den Match bei den Verantwortlichen. Wir sind im Besitz von 2 Gratisbilletten. Ich habe den Match gegen YB gesehen – die Sitze neben dem Gästeghege waren leer...

Vergorenes!

Damals hatte man altmodische Weidenkörbe. Und vergorenen Apfelsaft.

In Mümliswil mähe ich nicht nur den Rasen - im letzten Sommer hat mir diese Tatsache wegen eines Editorials vorübergehend die Bezeichnung „Rasenmäher-Ruedi eingebracht. Nun werde ich bestimmt auch noch zum „Umstech-Ruedi“...

Was hat das Umstechen im Herbst mit Basketball und Doping und was mit einer der Urgeschichte menschlichen Handelns, jener von Kain und Abel, zu tun? Sicher werden jetzt wieder einige denken, ich sei völlig „durchgeknallt“, wie man heute sagt.

Ich stach also im November die Erde um. Da ich nach der Kartoffelernte nichts mehr gesetzt hatte, war schon recht viel Unkraut gewachsen, Unkraut, das natürlich ausgestochen werden musste, bevor es versamen konnte. Damit ich nicht wegen jeder Löwenzahnstauden Richtung Kompost gehen musste, holte ich im Keller einen gekauften Plastikkorb und stellte ihn neben mich. Stauden um Stauden flog in den Korb und je weiter weg vom Korb ich arbeitete, desto mehr wurde meine Arbeit zusätzlich zum Spiel: Ich zählte die Treffer im Vergleich zur Anzahl der Würfe – der Korball, neudeutsch „Basketball, war entstanden!

Blicken wir jetzt einige Jahrhunderte zurück in eine Zeit, als die Menschen die Äcker ganz nahe beieinander hatten und das Umstechen überall noch von Hand erfolgte, als jeder auch beobachten konnte, was der andere tat. Da waren an einem Tag im Spätherbst auch zwei Bauern auf dem Feld, jeder hatte einen selbst geflochtenen Weidenkorb bei sich und tat Jahrhunderte vor mir genau das, was ich an jenem Novembertag auch tat, Unkraut in einen Korb zu werfen. Während sie so umstachen, kam einer auf die Idee, den Korb auf die Grenze zu stellen und beide sollten versuchen, von ihrem jeweiligen Standort aus in den gleichen Korb zu treffen. Warum nicht, sagte sich der andere Bauer und das Spiel begann.

Wie toll, müsste man sich sagen: Da leisteten zwei harte körperliche Arbeit und spielten gleichzeitig ein Spiel! Nun war es aber so, dass der eine Bauer viel treffsicherer war als der andere.

Wir ahnen die Fortsetzung: Den Verlierer wurmte es, dass er als „Verlierer“ dastand. Er sann darüber nach, wie er treffsicherer werden könnte. Heimlich begann er zu üben, im Wald stellte er einen Korb auf und warf Steine hinein. Nach einiger Zeit trafen sich die Bauern nach Feierabend – Steine wollten sie in einen Korb werfen. Und tatsächlich: Der „geübte“ Bauer hatte diesmal mehr Erfolg. Das Wort „Revanche“ kannten die beiden Bauern noch nicht, was damit gemeint war, schon. Also trafen sie sich jetzt regelmässig zum „Korbstein“. Beide waren sie natürlich ab sofort damit beschäftigt, nach Möglichkeiten zu suchen, sich einen Wettbewerbsvorteil zu verschaffen, „Mitmachen“ alleine genügte bereits nicht mehr. Auch hatten die Bauern schon beobachtet, dass Fruchtsäfte vergoren und dass deren Genuss eine ruhigere Hand bewirkten – der erste Dopingfall! Manchmal hegten die beiden zu Konkurrenten gewordenen Bauern auch ganz böse Gedanken und nicht selten hätte es eben so ausgehen können wie in der Geschichte - von Kain und Abel eben.

Kehren wir wieder in die Gegenwart zurück. Zwischen meinem Nachbarn und mir wäre eine ganz ähnliche Entwicklung möglich gewesen. Er kann sich aber eine Bodenfräse leisten (Ruhig, Kain, ruhig!). So geht er halt abends ins Fitnesscenter und in den Basketballclub, während ich zuhause meinen schmerzenden Rücken einsalbe.

Die Moral von der Geschicht? Damals hatte man Weidenkörbe. Heute haben wir Plastikkörbe. Damals hatte man vergorenen Apfelsaft. Heute haben wir Blutdoping.

Und die (fortschrittlichen) Dopinglabors sind (immerfortschrittlicheren) Dopingmethoden auf der Spur.

Aber sonst? Verzeiht, wenn ich jetzt auch gar „kulturpessimistisch“ wirke. Durchgeknallt halt!

Multifunktionalität: der Gehstock unseres Vaters

Als wir am „Nordisch-Walking-Schnupperabend“ mit den Hightech-Stöcken unterwegs waren, musste ich an den Spazierstock meines Vaters denken.

Die Walking-Stöcke konnte man verlängern. Die Schlaufe war so eingerichtet, dass man sie an der Hand aus dem Stock herausziehen und sich z.B. die Nase schnäuzen konnte. Flugs konnte man die Schlaufe anschliessend wieder in den Griff stecken und weiter gings – ohne Zeitverlust...

Ich überlegte mir, wozu dieses Hightech-Gerät aus dem teuren Karbon auch sonst noch zu verwenden gewesen wäre. Zum Skifahren taugte es nicht, zum Langlaufen wohl auch nicht. Einen Hund konnte man sich damit vermutlich noch vom Leibe halten, die Kraft, ihm damit kräftig und quasi „lebensrettend“ eins über die Ohren zu ziehen, war bei der Leichtigkeit des Geräts kaum zu erreichen. Wollte man auf Teer gehen, konnte man einen Gummi an die Spitze stecken, damit man beim Bodenkontakt nicht wegrutschte.

In Gedanken kehrte ich 45 Jahre zurück (Ich war damals 10) und zum Spazierstock meines Vaters. Aus massivem Holz war er, von Hand geschnitzt, hatte einen gebogenen Griff und eine kräftige Metallspitze, um damit im Boden Halt zu finden. Gummi brauchte es keinen – geteerte Strassen waren eine Seltenheit.

Wozu dieser Spazierstock doch alles gut war! Wie der Nordisch-Stock gab er Halt beim Aufwärtsgang und beim Hinuntersteigen. Musste sich mein Vater schnäuzen, hingte er ihn einfach an den linken Arm. Natürlich kamen wir in einer ländlichen Gegend immer wieder an wilden Kirschbäumen vorbei. Ast um Ast holte unser Vater mit dem Hakengriff herunter und gab sie uns in die Hand. Jetzt war für einige Zeit nichts mehr zu hören: Was waren doch diese kleinen Früchte für eine Delikatesse! Ja, wie im Paradies war's, als Gott den Menschen eine Welt geschaffen hatte, in der sie sein Brot noch nicht „im Schweisse ihres Angesichts essen“ mussten. Genau gleich verfuhr mein Vater mit den Himbeerstauden, die sich wegen der Schwere ihrer Beeren oft auf den Boden senkten. Mit dem Griff des Spazierstocks hob er sie hoch, dann hingte er den Stock wieder an den linken Arm. Beere um Beere verschwand im alten Milchesseli, das wir natürlich immer dabei hatten. Laut reden durften wir dann nicht – es hätte ja jemand herausfinden können, wo sich ein «Himbeergebiet» befand. Auch bei der Holzsuche kam der Gehstock zum Einsatz. Am Boden lag nicht viel Holz, es gab damals in unserem Dorf noch andere kinderreiche Familien, die froh waren um ein wenig Gratschholz. Wie manchen dünnen Ast hat mein Vater doch mit seinem Gehstock heruntergerissen! Hunde? Die hatten einen Heidenrespekt vor dem Spazierstock! Fasste man ihn nämlich unten, hatte er beim Schlag die Wirkung eines Baseballschlägers.

Damit wäre ich bei einer Verwendung des Spazierstocks durch uns Kinder, an der unser Vater denn gar keine Freude hatte! In unserem Quartier ragelte es nur so von Kindern! Wir hatten vor dem Haus eine 20 m lange Betonterrasse. Ich könnte eine Seite darüber schreiben, was da alles für Spiele - auch selbst erfundene! - stattfanden. Eines sei im Zusammenhang mit dem Spazierstock erwähnt: das Unihockey. O Ja, wir spielten es schon vor 40 Jahren! Meist machten wir die Stöcke aus Dachlatten. Der „Vollgummiball“ wurde aus den Ringlein alter Pneus gefertigt, die wir über einen fest zusammengepressten Papierknäuel zogen. Mann, war das ein Gesschoss, wenn man das kleine Ding richtig traf! Nun hatte es natürlich nicht immer genug selbst gebastelte Schläger – Dachlatten sprengten das Budget bei 6 Kindern. Hier erinnerten wir uns jeweils an die Spazierstöcke unseres Vaters... Am Sonntag dann, wenn Wanderzeit war, kam jeweils das Donnerwetter: Die Griffe waren beim Kontakt mit dem Boden jeweils um einige Millimeter schmaler geworden...

Ich könnte noch lange weiter berichten.

Worauf will ich hinaus? Sind wir nicht auch wie der Nordisch-Stock „eindimensionale Hightech-Geräte“ geworden, alles Spezialisten, die vor lauter Kenntnissen in einem Spezialgebiet immer mehr die grossen Zusammenhänge nicht mehr sehen? Und war mein Vater nicht daneben wie sein Spazierstock noch ein „multifunktionales Wesen“, das schliesslich nach der Erdölkrise von 1974 von der Von Roll AG Klus

nach neunundvierzeigehalb Jahren Arbeit im selben Betrieb ein halbes Jahr vor der Pensionierung wegen der „Spezialisierung auf das Kerngeschäft“ – wie man damals sagte - die Stelle verlor? So zu seinem Leidwesen, dass wir Angst hatten, er tue sich etwas an...

Ich glaube, es war ein französischer Philosoph, der in den 70-er Jahren ein Buch mit dem Titel „Der eindimensionale Mensch“ herausgab.

Es gibt sie auch heute noch, die Propheten!

2007

Die Geschichte vom Blumentopf (Sie wurde mir zu Neujahr per Mail zugesandt)

Unbekannter Autor

Wenn die Dinge in deinem Leben immer schwieriger werden, wenn 24 Stunden im Tag nicht genug sind, erinnere dich an den „Blumentopf und das Bier“.

Ein Professor stand vor einer Philosophieklasse und hatte einige Gegenstände vor sich. Als der Unterricht begann, nahm er wortlos einen sehr grossen Blumentopf und begann diesen mit Golfbällen zu füllen. Er fragte die Studenten, ob der Topf nun voll sei. Sie bejahten es.

Dann nahm der Professor einen Behälter mit Kieselsteinen und schüttete diese in den Topf. Er bewegte den Topf sanft und die Kieselsteine rollten in die Leerräume zwischen den Golfbällen. Dann fragte er die Studenten wiederum, ob der Topf nun voll sei. Sie stimmten zu.

Der Professor nahm als nächste eine Dose mit Sand und schüttete diesen in den Topf. Natürlich füllte der Sand den kleinsten verbliebenen Freiraum. Er fragte wiederum, ob der Topf nun voll sei. Die Studenten antworteten einstimmig mit „ja“.

Der Professor holte 2 Dosen Bier unter dem Tisch hervor und schüttete den ganzen Inhalt in den Topf und füllte somit den letzten Raum zwischen den Sandkörnern aus. Die Studenten lachten.

„Nun“, sagte der Professor, als das Lachen langsam nachliess, „ich möchte, dass Sie diesen Topf als die Repräsentation Ihres Lebens ansehen. Die Golfbälle sind die wichtigsten Dinge in Ihrem Leben: Ihre Familie, Ihre Kinder, Ihre Gesundheit, Ihre Freunde, die bevorzugten, ja leidenschaftlichen Aspekte Ihres Lebens, welche, falls in Ihrem Leben alles verloren ginge und nur noch diese verbleiben würden, Ihr Leben trotzdem noch erfüllend wäre.“

„Die Kieselsteine symbolisieren die anderen Dinge im Leben wie Ihre Arbeit, Ihr Haus, Ihr Auto. Der Sand ist alles andere, die Kleinigkeiten. Falls Sie den Sand zuerst in den Topf geben“, fuhr der Professor fort, „hat es weder Platz für die Kieselsteine noch für die Golfbälle. Dasselbe gilt für Ihr Leben. Wenn Sie all Ihre Zeit und Ihre Energie in Kleinigkeiten investieren, werden Sie nie Platz haben für die wichtigen Dinge. Achten Sie auf die Dinge, welche Ihr Glück gefährden. Spielen Sie mit den Kindern. Nehmen Sie sich Zeit für eine medizinische Untersuchung. Führen Sie Ihren Partner zum Essen aus. Es wird immer noch Zeit bleiben, um das Haus zu reinigen oder Pflichten zu erledigen.“ „Achten Sie zuerst auf die Golfbälle, die Dinge, die wirklich wichtig sind. Setzen Sie Ihre Prioritäten. Der Rest ist nur Sand.“

Einer der Studenten erhob die Hand und wollte wissen, was denn das Bier repräsentieren solle. Der Professor schmunzelte: „Ich bin froh, dass Sie das fragen. Es ist dafür da Ihnen zu zeigen, dass, egal wie schwierig ihr Leben auch sein mag, es immer noch Platz hat für ein oder zwei Bierchen“.

Die kleine Tanne – vielleicht eine Weihnachtsgeschichte

Ich bin der Sprache der Tannen nicht mächtig. Was ich von einer kleinen Tanne berichte, ist deshalb nur errahnt, es ist für sie „unsäglich“ in unserem Sinne und ich muss es deshalb als sprachbegabtes Wesen eher zufällig in die Worte der deutschen Sprache fassen. Ich darf das, weil ich als Geschöpf möglicherweise zur kleinen Tanne als einem anderen Geschöpf einen Zugang habe - wie auch immer...

Schön weit luden die Äste des kleinen Tannenbaums aus, obwohl nicht viel Platz war in der Weihnachtsbaum-Schule am Waldrand, wo in Reih und Glied dutzende kleiner Weisstannen wuchsen. In sattem Grün standen die Nadeln von den kräftigen Ästen ab und glänzten auf der Oberseite vor Gesundheit, als ob sie frisch lackiert worden wären. Die Tannen hatten es immer lustig untereinander. Manchmal blickte die kleine Tanne hinüber zum Wald, wo mächtige Tannen im schönen Mischwald in den Himmel wuchsen. Wie er einmal so gross werden sollte, so fragte sich die kleine Tanne, wo sie mit ihren Ästen doch bereits jetzt die Astspitzen der Nachbarsbäume berührte. Sie konnte nicht ahnen, dass sie eine andere Bestimmung hatte als gross und stark zu werden.

Ein heisser Sommer war zu Ende gegangen, in den 10 Jahren ihres Lebens hatte die kleine Tanne nie etwas Ähnliches gesehen. Auch der Mann, der regelmässig durch die Reihen ging, schaute in diesem Jahr finsterner drein als auch schon. „Ich werde sie schneiden und als Weihnachtsbäume verkaufen!“, hörte der Tannenbaum den Mann brummen. Dem heissen Sommer folgte ein nasser Herbst und früh schon tanzten die ersten Schneeflocken auf die Äste hernieder. Die Tage wurden schnell kürzer, die Herbst- und Winterstürme konnten den jungen Tannen nicht viel anhaben, wie ein Mann beegneten sie eng zusammenstehend den winterlich-kalten Sturmböen.

An einem Morgen hörte der Tannenbaum ohrenbetäubenden Lärm. Immer näher kam er und plötzlich sah der kleine Tannenbaum durch die Äste der Nachbarsbäume hindurch mit Schrecken, wie 3 Männer - ja, wie sollte die kleine Tanne diesen ihr völlig unverständlichen Vorgang nennen? War das jetzt „das Schneiden“, von dem der Bauer gesprochen hatte? Die kleine Tanne beobachtete, wie ein Baum nach dem andern in ein weisses Netz verpackt und auf einen Lastwagen geworfen wurde. Dann sah sie den Baum neben sich fallen – zum Glück versank sie in dem Moment vor Angst in einer tiefen Ohnmacht.

Als die kleine Tanne erwachte, pfiff ihr der Wind um die Nadeln, gleichzeitig hörte sie wieder grossen Lärm und seltsame Gefährte überholten oder kreuzten sie. Stundenlang dauerte dies, das Tännchen dachte wehmütig an den ruhigen Ort am Waldrand. Was sollte mit

ihm geschehen? Welchen Sinn ergab das? Warum hatte er so riesigen Durst? War sein Leben zu Ende? Es hatte doch so gross und schön werden wollen wie die grossen Tannen im Wald...

Der Lastwagen fuhr auf einen grossen Platz. Zwei Männer warfen die Tannenbäume auf einen Haufen. Menschen näherten sich, stellten einzelne Bäume auf, begutachteten sie. „Der ist wunderschön!“, hörte der Baum einen Mann zu seiner Frau sagen. Dann verschwand die kleine Tanne auch schon im Kofferraum eines Autos. Während Tagen stand darauf die kleine Tanne noch im Brunnen eines Einfamilienhauses. Zum Glück konnte sie jetzt wenigstens ihren Durst endlich stillen! Im Übrigen erhoffte sich das Tannenbäumchen nicht mehr viel, einsam und traurig konnte es mit der Tannenspitze zwischendurch immerhin in eine hell erleuchtete Stube hineinsehen, wo ihre Käufer vor seltsam leuchtenden Geräten sassen und kaum miteinander redeten.

Schliesslich holte der Mann das Tannenbäumchen aus dem Brunnen und stellte es in die Stube. Mitten im Winter diese Wärme - der kleinen Tanne passte das nicht! Die Frau hängte glänzend leuchtende Gegenstände an ihre Äste und stellte Kerzen auf die Astspitzen. Es schien der kleinen Tanne, als sei die Frau nicht so ganz bei der Sache. Der Mann - auch er musste in Eile sein! - stellte einen Stall mit kleinen, geschnitzten Holzfiguren darin auf: eine Frau und einen Mann, zwischen ihnen ein Kind in einer Krippe, dazu kamen ein Ochse und ein Esel, Hirten, ein Engel und Schafe - was sollte das alles werden? Jetzt schlepften der Mann und die Frau viele bunte „Pakete“ - der Baum hörte die Frau dieses Wort sagen - herbei und sie legten sie unter die Äste der kleinen Tanne. Am gleichen Abend betrat die Frau nach dem Einnachten die Stube und zündete die Kerzen an. Dann betraten drei kleine Kinder unter „Ah!“ und „Oh!“ den Raum. Die Kleinste stellte sich vor den Tannenbaum, schaute ihn an - und in dem Moment vergass der Baum die elenden letzten Tage! In den Augen des Kindes sah er eine so grosse Freude, eine, die seiner glich, wie er sie in der Baumschule als kleine Tanne oft verspürt hatte, wenn die Sonne als glühend roter Ball unterging. Und sie, eine kleine Tanne war der Grund dieser Freude! Auch die beiden anderen Kinder konnten sich am Lichterglanz nicht satt sehen! Für die beiden Eltern war das Ganze wohl mehr eine Art „Inszenierung christlichen Kulturguts“ (wie Volkskundler das Geschehen benennen würden) für die Kleinen: Die Regisseurin und der Regisseur gähnten jedenfalls zwischendurch. Der kleine Tannenbaum hatte aber das Gefühl, dass sie im Innersten bedauerten, dass ihnen der Baum und die Krippe nicht mehr so viel bedeuteten wie früher, ja, dass eine tiefe und trotzdem recht diffuse Sehnsucht sie erfüllte.

Die kleine Tanne dachte daran, dass sie eine stolze, mächtige Tanne hatte werden wollen. Jetzt begriff sie, dass ihre Aufgabe eine andere war: Sie durfte bei Kindern „Freude bewirken“ und bei den Erwachsenen tiefe „Sehnsüchte wecken“! Ob sie ihnen auf die Dauer auch Raum gaben, dazu konnte die kleine Tanne letztlich nichts dazutun. So klein war also ihre Aufgabe und doch so wichtig, denn was wäre das Leben ohne Freude und Sehnsüchte? „Wir wollen jetzt während 10 Tagen jeden Abend nochmals die Kerzen anzünden und uns vor den Baum setzen, damit wir ein wenig zur Ruhe finden können“, hörte der Baum die Frau beim Aufräumen nach einem üppigen Festmahl sagen.

Bald fielen die ersten Nadeln von den Ästen des kleinen Tannenbaums. Er wartete jeden Abend darauf, die freudvollen Kinderaugen nochmals sehen zu können - vergebens! Offenbar hatten die Sehnsüchte der Menschen die Tendenz, eher kurz zu dauern und vom Alltag schnell wieder überdeckt zu werden. Tagsüber schaute der Tannenbaum jetzt stundenlang auf den Stall und die Frau mit dem Kind: Was hatte das zu bedeuten? Hatte es auch etwas mit seinem Schicksal zu tun? Die kleine Tanne hatte so viel Zeit, den Stall und seine Bewohner anzusehen, dass sie schliesslich begriff, worauf es auf dieser Welt ankommt - und das verhinderte auch die Tatsache nicht, dass der erwähnte Regisseur in der vorweihnächtlichen Hektik den Hirten an die Seite der Gottesmutter Maria gestellt hatte - in der Welt der Tannen gibt es keine „theologischen Spitzfindigkeiten“.

Was die kleine Tanne geschaut hatte, konnte sie als Baum niemandem verkünden, das wissen wir bereits. Wären die Eltern aber ihrem Vorsatz gefolgt und hätten an 10 Tagen jeweils ein paar Momente vor der Krippe verharret, wären auch sie dem Geheimnis näher gekommen!

Ohne Nadeln lag der Baum jetzt im Garten, eigentlich schon fast lächerlich anzusehen in seiner Nacktheit. Niemand konnte wissen, dass die kleine Tanne nun nicht mehr mit ihrem Schicksal haderte.

P.S. Sie konnte natürlich nicht wissen, dass man auf dieser Welt auch auf anderen Wegen zum Lebenssinn findet als über das, was sie eher zufällig in der Krippe gesehen hatte. Wo sie aufgewachsen war, gab es keine andere Welt als die „nahe“ ihre und die kleine Tanne hatte keine Ahnung davon, wie sehr die Menschen in dem Haus über die hell leuchtenden Bildschirme und dank der vielen Reisen mit „anderen Welten und ihren Denkweisen“ verbunden waren - und wie oberflächlich nur... Ja, so hätte die kleine Tanne denken können: Warum auch in die Ferne schweifen, wo das Gute liegt so nah! Sie kannte nur, was „nahe liegend“ war, dies aber so gut, dass sie tiefer und dort ein wenig Wahrheit sah.

Ob jemand den Irrtum mit dem Hirten statt des Josef neben der Maria dann wenigstens beim Abräumen der Krippe noch bemerkt hat, weiss auch der Schreiber dieser Zeilen nicht. Und ob die Weltgeschichte anders verlaufen wäre, wenn der Josef ein Hirte gewesen wäre und kein Schreiner, darüber - so nimmt sich der Schreiber vor - spekuliert er im nächsten Jahr.

Vorbemerkung

Wie ihr vielleicht bemerkt habt, ist nach Absprache mit dem Vorstand Ende Juni kein NW erschienen. Die Schulleitung hat uns erstmals in meiner Karriere in den Frühlingferien einen obligatorischen Weiterbildungskurs aufgebracht. Normalerweise bereite ich in dieser Zeit auch die Juni-Nummer des NW vor und beende sie dann an Auffahrt und Pfingsten. Aber auch diese Feiertage waren diesmal beide mit dem Mitsingen im Chor belastet. So hats diesmal einfach nicht gereicht - dafür ist dank des erwähnten Kurses die Qualität meines Unterrichts auf einen Schlag ins kaum noch Messbare gestiegen... Weiterbildung sei Dank!

Bis zum Ende des Jahres erscheint nur noch die Dezemberrnummer, auch weil meine Mutter anfangs Juli unerwartet gestorben ist und deshalb einiges erledigt werden muss, u.a. steht die Räumung des Hauses an. Ich bitte also um Verständnis, ich muss ja zwischendurch auch noch arbeiten... Doch nun zum Thema!

Hansdampf!

Ein Volkslied besingt eine typische, menschliche Anlage: „Dr Hansdampf im Schnäggelech het alles, was er will. Und was er het, das will er nit, ...

Ich würde sie manchmal am liebsten mit einem Fusstritt aus dem Garten befördern! Sie - das sind die vier Schildkröten, die unseren Garten bevölkern. Ich bin nun aber beileibe kein Tierquäler, wenn ich schreibe, „ich könnte sie manchmal...“, denn es geht um das nur allzu (nervige!) menschliche Verhalten, das ich an diesen uralten Tieren beobachte. Das muss ich jetzt aber wohl erklären.

Es ist so: Man muss die 4 Schildkröten getrennt halten. Begegnen sich die Männchen, geht ein mit dem Panzer geführter Kampf „Mann gegen Mann“ los, wie wild versucht das eine Männchen das andere seitwärts aus seinem Revier zu bugsieren. Begegnen sich ein Männchen und ein Weibchen, können wir uns so in etwa vorstellen, was passiert, wobei offenbar die Weibchen nicht immer Freude an den „männlichen“ Annäherungsversuchen haben, denn in fast panischer Angst versuchen die Damen den Männchen oft zu entkommen. Wir lassen der Natur ihren Lauf nun eben nicht, auch weil die Männchen Schaden am Panzer nehmen würden, was zu ihrem Tod führen kann und so haben wir den Garten mit niedrigen Drahtzäunen in immer noch recht grosse Reviere unterteilt, in denen sich jedes Tier eigentlich wohl fühlen könnte.

Doch was passiert? Stundenlang kriechen die Tiere den Drahtzäunen entlang und versuchen „wie gestört“ mit allen Mitteln und in einer steten Vorwärtsstrategie auf die andere Seite zu gelangen. Was hinter ihnen liegt - eine grosse Wiese mit zarten Löwenzahnblättern, so manches schöne Plätzchen, wo sich die sonnenhungrigen Tiere sonnen könnten, genug Platz, um kleine Ausflüge zu machen. Aber nein - nur der Teil auf der anderen Seite ist attraktiv!

Ähnliches habe ich schon bei den Hasen beobachtet, die bei uns auch nicht einfach „Tablarkühe“ sind, sondern täglich viel Platz zum Herumrennen haben, dazu Plätzchen, wo sie sich im heissen Sommer lang ausgestreckt auf den kühlen Boden legen können. Aber nein, auch sie haben versucht, sich unter dem Hag hindurch einen Weg in die Freiheit zu graben, wieder und wieder. So musste ich den ganzen Boden mit einem feinen Maschendraht auslegen und Erde darauf schichten, damit die Hasen sich nicht frei scharren können. Vorher haben andere Hasen es schon versucht und es ist ihnen auch z.T. gelungen - den Marder im Quartier freute das natürlich...

Nun zurück zu meinen „aggressiven Gedanken“. Allzu menschlich kommen mir die Tiere vor: Nicht wahr, wir sehen doch so oft auch nicht, was wir haben und nur das, was wir nicht bekommen können, hat einen Reiz! Es gibt eine uralte Geschichte (etwa 3000 Jahre alt), die davon erzählt, was passiert, wenn wir unsere Grenzen nicht akzeptieren. Die Geschichte endet damit, dass erklärt wird, warum wir „im Schweisse unseres Angesichts unser Brot essen“ müssen: Weil zwei das „Paradies hinter sich“ nicht gesehen haben und glaubten, es sei nur „vorwärts“ und jenseits des Drahtgitters mit dem Besitz des Apfels zu erreichen.

Ich könnte die Tiere also aus dem Garten befördern, weil ich mich in ihnen wiedererkenne und den „Ersten Sündenfall“ so deutlich vorgeführt bekomme, ein Sündenfall, der für die Menschheit schwerwiegende Folgen hatte, denn seither hat der Wecker das Regime übernommen und hetzt uns jeden Morgen an die Arbeit!

... und was er will, das het er nit! Ein Kollege hat Die Hansdampf-Weisheit in anderer Form aus der Schreibfeder eines berühmten Philosophen an die Wand gehängt: Was wäre ich glücklich mit dem, was ich nicht habe.

P.S. Wer`s nicht gemerkt hat: Volksweisheiten sagen oft das Gleiche wie die Weisheiten der Philosophen, nur bildhafter halt - und das ist beileibe kein Mangel!

2008

Mittelmass – nein danke!

Wir können heute ein „mittelmässiges Pflänzlein“, das nicht in unseren gepflegten „englischen Rasen“ passt, problemlos entfernen. Es gibt genügend Unkrautvernichter, das Geschäft damit läuft.

Es ist Mai geworden. So viele unterschiedliche Pflänzchen beginnen in unserem Rasen zu blühen: Zuerst die Margritli und der Löwenzahn, dann die Katzenäugli, die Veilchen, der Günsel, Klee, Hahnenfuss, an schattigen Stellen unter den Obstbäumen Moos. Da und dort kommt die Erde zum Vorschein, dort, wo im letzten Jahr ein Löwenzahn blühte und den ich ausgerissen und den Schildkröten oder den Hasen zu fressen gegeben habe. Die Margritli und der Löwenzahn machen sich besonders breit und lassen keinen Platz für die feinen Gräslein, die normalerweise den Rasen ausmachen. Natürlich habe ich schon andere Rasen im Quartier gesehen: Da blüht nichts, wie ein satter, grüner Teppich ohne Muster liegt er da, „englisch“ eben. Diese Art Rasen ist gar eher die Norm. Ich frage mich im Vorbeigehen, wer die Leute dazu gebracht hat, das schön zu finden. Etwa die Hersteller von Unkrautvernichtern? Natürlich muss auch ich meinen „Rasen“ mähen, wenigstens bezeichne ich das, was da so blüht, so, wenn ich zu meiner Frau sage: „Ich muss noch den Rasen mähen!“. Wo aber kaum jemand durchgeht, lasse ich die verschiedenen Blumen gedeihen. Wie viele Insekten sehe ich so in den Blüten z.B. des Löwenzahns herumkriechen! Die Vögel holen sie sich als willkommene Nahrung, auch die Kohlmeisen, die im Kasten am Zwetschgenbaum nisten, oder der Gartenrotschwanz, der in luftiger Höhe in reinem Baum beim Gartentor seine Jungen füttert. Die Bienen will ich nicht vergessen, die uns schliesslich den feinen Honig für den Sonntagmorgen bescheiden.

Unsere Tochter hat kürzlich mitgeholfen, ein Lager mit geistig Behinderten zu leiten, sie hat mit ihnen gesungen und Theater gespielt. Am Anfang habe sie sich gefragt, ob sie das wohl könne. Nach einer halben Stunde schon habe sie erkannt, dass das Menschen seien „wie du und ich“ und sie habe dann selten so viel gelacht – nicht „ausgelacht“! - wie in dieser Woche.

Behinderte sind, so habe ich manchmal den Eindruck, etwas Ähnliches wie das Unkraut im englischen Rasen: Wir wissen, was „Mensch“ ist und was nicht! Ich habe einmal gelesen, dass Frauen heute vermehrt unter Druck sind, wenn sie wissen, dass sie ein behindertes Kind gebären werden – die Möglichkeit abzutreiben steht dahinter, ein behinderter Mensch passt nicht in eine Welt, in der längst definiert ist,

was schön ist und was hässlich. Was für eine Macht in Bezug auf das Schaffen eines über dem Mittelmass liegenden Schönheitsideals dabei die Medien haben, hinterfragen wir längst nicht mehr. Ich habe allerdings im Fernsehen gesehen, wie sich jetzt ein selber magersüchtiges, ehemaliges Model in Frankreich gegen die Tendenz der Modebranche zu wehren beginnt, nur noch halb magersüchtige Frauen als Schönheitsideal zu vermarkten – ja, vermarkten. Wenige, so scheint mir, nehmen das zur Kenntnis, dafür bekämpfen wir Institutionen, die gängig gewordene Werte hinterfragen und auf die Gefahren der Modere aufmerksam machen, in umso kritischerer Manier: Wir wollen im täglichen Einerlei nicht gestört werden.

Bleibt der Sport: Auch da wird doch immer brutaler „gesiebt“: Mithalten kann nur, wer viel Geld hat, damit z.B. Spitzenspieler eingekauft werden können. Es gibt genügend Spielervermittler, die Ausländer anbieten – vermarkten! In einem Match des Sion FC, so habe ich gehört, hat kürzlich gerade noch ein richtiger Schweizer mitgespielt - die andern waren auch Schweizer, Fussballschweizer...

Wir stehen vor der EM und vor der Olympiade: Was wird da nicht alles unternommen, damit einzelne das „Mittelmass“, das ja immer noch Spitze ist, überragen! Ich habe gelesen, dass an den letzten olympischen Spielen die Sportler im Durchschnitt 27 unterschiedliche Substanzen zu sich nahmen, um „auf die Leistung zu kommen“ – jene Leistung, die leider auch wir fordern. Wie sonst ist erklärbar, dass u.a. bei nationalen Fussballspielen als Frustbewältigung die Anhänger der Verlierer immer wieder zu randalieren beginnen? Siege müssen her, auf „Teufel komm `raus“! Spielt die Schweiz an der EM gut, werden die Journalisten des Lobes voll sein und Köbi in den Himmel heben. Was geschieht, wenn sie „mittelmässig“ spielen oder gar versagen – wir wissen es doch alle....

Es gäbe noch andere Beispiele, an denen sich diese schleichende „Tendenz zum Ausmerzen des Mittelmasses“ aufzeigen liesse, gar bis in die Politik hinein. Wird unsere Welt aber nicht ärmer, wenn wir keine Unkräuter mehr zulassen, keine Menschen mit Ecken und Kanten, keine „missratenen Kinder“, mittelmässigen Fussballer, keine „Mitteparteien“ (=„Wischiwaschi“)?

P.S. Die FIFA hat beschlossen, dass in Zukunft nur noch maximal 5 Ausländer auf dem Platz stehen dürfen, wenn ein Match beginnt. So hätten auch wieder mehr mittelmässige Schweizer eine Chance! Nun sei aber dieser Vorschlag nicht mit der Personenfreizügigkeit zu vereinbaren, meint die EU. Gut so – wäre es dann aber nicht logisch, die Nationalmannschaften abzuschaffen?

Denkpause? – denkste!

Sommerzeit, Ferienzeit – „Denkpause“ – vielleicht.... Denn auch in dieser Zeit mit all ihren schönen Momenten geht einem - oft eher unfreiwillig - so manches durch den Kopf! Vor einem Teil der folgenden Gedanken wird gewarnt!

Am ersten Ferientag sitze ich im „Café Buchmann“ und lese den „Blick“ – die von der „Sonntagszeitung“ als „Sommerloch-Affäre Schmid“ gedachte Story, die sich schliesslich zur Freude der Medien zum Dauerbrenner entwickelt hat, hat ihren Anfang genommen! Ich weiss, dass da nicht alle meiner Meinung sind, aber die Presse (oder zumindest die Boulevardpresse und ihr ähnliche Organe) haben sich hier von der widerlichsten Seite gezeigt. Es ging für mein Gefühl hier nicht um Schmid: Es ging darum, wer in unserem Land die Politik macht, die Politiker oder die Presse - und das beunruhigt mich nun wirklich sehr! Ich sehe die Politiker mehr und mehr als „Geiseln der Presse“, eine Presse, die langsam „päpstlicher als der Papst“ agiert. Das Schlimme für mich daran ist: Auf die Politik habe ich über das Wählen (und Abstimmen) einen gewissen Einfluss, weil ich die Kandidaten auch kenne. Wer aber sind die Schreiberlinge, die via Medien so locker mit Steinen um sich werfen? Viele haben aufgehört zu wählen und zu stimmen – werden sie als nächstes aufhören zu lesen? – Noch ein Wort zu den „Schreiberlingen“: Vielleicht bin ich ja auch einer. Mit einem Unterschied: In einem demokratisch organisierten Verein kann man mich an den nächsten Generalversammlung abwählen...

Als ich auf **einer wunderschönen Wanderung** so im Bereich der 2300 m.ü.M das Gefühl hatte, die Luft werde langsam dünner, ich müsse öfters anhalten, ging mir durch den Kopf, wie dünn doch unsere Atmosphäre sei im Vergleich zur Grösse der Erde und zum gesamten Weltall. Fast 7 Mia Menschen, so dachte es mir, atmen und Leben somit in dieser dünnen Schicht. Ungeachtet der im wörtlichen Sinn „so schmalen Lebensbasis“ lassen mit der rasanten Entwicklung der Wirtschaft in China und Indien (2 Mia Konsumenten/innen!) immer mehr Menschen ihren Dreck in die Luft. Vielleicht hatte die Olympiade in China halt doch ihr Gutes: Wir schauen genauer hin. Und es sieht so aus, als hätte das bereits Konsequenzen: Wenn ich Primo richtig verstanden habe, muss seine Firma für eine neue Fabrik in China plötzlich viel strengere Umweltschutzbestimmungen einhalten – und das kostet! Man kann halt nicht nur kritisieren...

In der Bretagne mit ihren überraschend langen und bei Ebbe auch breiten Sandstränden und den vielen gut erhaltenen mittelalterlichen Städtchen war ich auch ein paar Tage. In Lorient suchten wir (ganz naiv halt!) auch die Altstadt wie in so manchem Ort, in dem wir vorher Zwischenhalt gemacht hatten – es gibt in Lorient keine (mehr)! Im 2. Weltkrieg war Lorient der wichtigste U-Boothafen der Deutschen am Atlantik. Vor der Rückeroberung Frankreichs – so erfuhren wir aus einem Führer - schossen die Alliierten die Stadt in Schutt und Asche, bis sie zu 80 Prozent zerstört war. Auf dem Spaziergang durch die Neustadt-Stadt kamen wir am Handelshafen vorbei, dann am Personenhafen, am Vergnügungshafen. Schliesslich landeten wir im Marinehafen. Werden diese Kriegsschiffe wieder einmal Unschuldige zusammenschliessen, z.B. solche, die im Vergnügungshafen gerade ihre Boote für eine Ausfahrt bereit machen (z.B. unser Felix, unser Walti?) und eigentlich nur eines möchten: Leben! Werden es ein paar machtgeile Politiker wieder so weit bringen, dass in den Dörfern Denkmäler mit den Namen der Opfer eines weiteren grossen Krieges aufgestellt werden müssen? Wenn man den „Kampf um Georgien“ als erstes Anzeichen für einen weiteren „zuerst nur Kalten Krieg“ deutet, in dem es um Erdgas ginge wie um das Erdöl im Irak...

Die gotische Kathedrale in Nantes wurde im 15. Jh. begonnen und im 19. Jh. mit einem Holzdach vollendet. 1972 brannte der Dachstock vollständig aus, bei Schweissarbeiten war ein Arbeiter mit dem Schweissgerät aus Versehen mit einem der Dachbalken in Kontakt gekommen. Man hat die Kathedrale dann aufwändig restauriert und heute erstrahlt sie innen in einem weisslich-gelblichen Licht, das vom verwendeten Kalkstein auch im neuen Dachgewölbe stammt.

Noch etwas macht die Kirche so Licht durchflutet – sie hat fast keine farbigen Glasfenster mehr, wie sie sonst zu einer gotischen Kirche gehören. Der Führer erzählte uns, warum das so ist: 1793 erhoben sich südlich der Loire Königstreue gegen die revolutionären demokratischen Ideen und ihre Armeen. Die anrückenden revolutionären Truppen machten die Kathedrale zur Kaserne: 6000 Mann und 1000 Pferde waren darin zeitweise untergebracht, sie organisierten die systematischen Füsilladen an den Aufständischen. Zum Zeitvertreib

schossen die Soldaten die religiösen Darstellungen in den Fenstern, Symbol der Rückständigkeit und jahrhundertealter römisch-feudaler Macht, heraus. Von den Fresken sind auch nur noch wenige Farbresten geblieben, man sieht die Vertiefungen von den Schlägen und Stichen der Bajonette, mit denen (nach Art der Talibans!) die Bilder systematisch zerstört wurden. All das erstaunt ja nicht wirklich jemanden. Auch nicht, wie ein Napoleon I. dann nur wenige Jahre nach der Beseitigung des Königtums und des „Götterglaubens“ seinerseits einen Personenkult betrieb, der ihm fast gottähnliche Verehrung einbrachte: So blindlings wie dem „römischen Gott“ folgte man nun diesem selbst ernannten Gott – ins Verderben: Von den 6000 Schweizer Söldnern z.B., die meist aus wirtschaftlicher Not Napoleon nach Moskau gefolgt waren, kam gerade noch eine Handvoll heil zurück.

In diesem Jahr „feiern“ wir „40 Jahre 68-erbewegung“, so mancher Medienbericht hat sich in den Sommerferien mit dem Thema auseinandergesetzt. Mit ihr wurden unter dem Hagel von Pflastersteinen sogenannten „bürgerliche Werte“ mit einer Art „Kulturrevolution“ begraben. Etwas besorgt frage ich mich manchmal, was wir denn nach der „Zerschlagung der Bürgerlichkeit“ in den letzten 40 Jahren möglicherweise blindlings nachgerannt sind. Antworten sähe ich – aber ob sie jemanden interessieren?

Tetraplegie!

Zwei Vorbemerkungen: Wir sind - behaupten wir zumindest und sicher haben wir damit nicht in allen Bereichen Unrecht - eine fortschrittliche Gesellschaft! Sport ist nach Meinung vieler die schönste Nebensache der Welt.

Kürzlich war ich beim Arzt und musste ein wenig warten, Gelegenheit also, kurz im „Stern“ zu blättern. Als mich der Arzt rief, hatte ich von einem jungen deutschen Ringer so viel gelesen, dass ich mir sagen musste: Sport ist manchmal eine todernste Angelegenheit!

J.K. ist 26 Jahre alt und seit einem Jahr Tetraplegiker - eine Tatsache, die er auch ein Jahr nach seinem Sportunfall nicht akzeptieren kann. In einer „riskanten Operation“ in China (so stand da und das ist nicht ganz unwichtig) „unmittelbar neben einer Abtreibungsklinik“ sieht der junge Mann für den Moment die letzte Chance, eines Tages sogar wieder ringen zu können.

Nun wird es aber wohl Zeit, die „Anspielungen“ zu beendenden und ein paar Fakten über J.K. zu berichten. Er ist also 26 Jahre alt und - war! - Ringer im griechisch-römischen Stil bis 60 Kg. «Mit 20 war ich genau 60 kg schwer – kein Problem für mich damals, dieses Gewicht zu halten», berichtete er. Für den 26-jährigen war es bis zu seinem Unfall vor genau einem Jahr eines! Um nicht Hunger und dann „Gluscht“ auf Essen zu bekommen, blieb er öfters bis am Mittag im Bett. Das sei in Ringerkreisen so üblich, meinte sein Trainer in einem Interview.

Vor dem verhängnisvollen Kampf vor einem Jahr wog J.K. ganze 3 Kilo zu viel! Mit 3 Schichten Kleidern am Leib rannte er stundenlang um die Sporthalle mit dem Ziel, über den Wasserverlust das verlangte Maximalgewicht zu erreichen. Mit Erfolg - schien es zunächst. Dann begann der Kampf! Sein Gegner hob ihn in dessen Verlauf irgendwann von hinten hoch, der so bedrohte J.K. versuchte den Angriff abzuwehren, indem er sich umdrehte. Der Abwehrversuch endete damit, dass J.K. rückwärts auf den Hinterkopf und der Angreifer auf seinen Brustkasten fiel. Aufstehen wollte J.K. dann, weiterkämpfen - und spürte sofort, dass seine Beine nicht mehr reagierten. Der Notfallarzt veranlasste die rasche Überführung in eine Spezialklinik, wo J.K. wochenlang mit dem Tod rang und seither insofern Fortschritte gemacht hat, dass er immerhin den rechten Arm wieder bewegen kann.

Ein im Sport gar nicht so seltener Fall! Doch was hat die schwere Verletzung wesentlich bedingt? Beobachter des Kampfes, auch der Mannschaftsarzt, hatten gesehen, dass J.K. im Moment des Sturzes keine Körperspannung hatte - die Muskulatur spannte sich vor dem Aufprall nicht, wie das das Kleinhirn in solchen Gefahrenmomenten normalerweise unwillkürlich „befiehlt“. Begründet wird diese Tatsache damit, dass der massive Wasserverlust die Konzentrations- und Reaktionsfähigkeit des Ringers beeinträchtigt hatte...

Ich habe mich entschieden, was ich mir zu dem Fall an weiteren Gedanken gemacht habe, zu löschen. Ich will nicht weiter darüber nachdenken, wie die Zellen der Embryos „herausgearbeitet“ und dann im Rückenmark des J.K. „implantiert“ werden. Und dass Sport so verstanden keine „schönste Nebensache“ mehr ist, dürfte klar sein, das haben ja nicht zuletzt all die Dopingfälle der letzten Zeit auch gezeigt.

Mir geht mehr und mehr die Frage durch den Kopf, ob wir (oder zumindest einige und wohl immer mehr Führende unserer Artgenossen) nicht eher an einem Machbarkeitswahn leiden, der krankhafte, möglicherweise gar barbarische Züge angenommen hat! Dabei sollten wir aufhören, herablassend immer von den Dopingsünden z.B. der Ex-DDR zu reden und zu schreiben. Berichte wie der von J.K. zeigen, dass auch bei uns für mehr Leistung - ja! – Menschen verachtende „der-Zweck-heiligt-die-Mittel-Praktiken“ gang und gäbe sind. - Einen wichtigen Unterschied gibt es allerdings: Diese Barbareien sind nicht vom Staatsapparat organisiert, einzelne tragen dafür die Verantwortung - und wohl auch „rekordsüchtige“ Medien, welche mit Berichten über erfolgreiche Sportler (oder wie im vorliegenden Fall deren Scheitern) viel Geld verdienen.

Doch wer konsumiert die Medien und warum? Auch ich, weil auch ich mich an „Superleistungen“ freue. Nun bin ich also zum Schluss bei mir selbst und meiner Mitverantwortung für die Exzesse im Sport gelandet! Jemand hat mir einmal gesagt, dass 3 Finger immer auf uns selbst zurückweisen, wenn wir mit dem Zeigefinger auf jemanden zeigenden...

Übrigens: Auch in unserem Verein hatte das Ringen durchaus Tradition. In der Chronik steht unter dem Jahr 1961:

„Am Kant. Ringertag in Pratteln kämpften 9 Neuwältler mit: Es gab Momente, da gleichzeitig auf 4 Plätzen Neuweltler mit ihren Gegnern die Kräfte massen“.

Wenn ich mich richtig erinnere, rang Walti Munsch in dieser Zeit zumindest in der kantonalen Spitze mit. Ob er wohl auch so hungern und schwitzen musste?

2010

„Multikulturalität“

Von Synergien profitieren" ist höchst modern! Zum obigen Thema habe ich in der Schulzeitung Möhlin das folgende Editorial geschrieben. So knapp vor Ostern möchte ich um Verständnis bitten, wenn ich nun genau diese Synergien nutze und mir nicht noch irgendetwas «aus den Fingern sauge» - das Thema geht uns ja auch als Turner etwas an, das der Ausländer - und das unserer Jugend 1917

1917, irgendwo an der Westfront. In einer Gefechtspause so kann man im Buch Im Wes ten nichts Neues" nachlesen - fragen sich erschöpfte deutsche Soldaten, Helden ihres Vaterlands", warum sie eigentlich Franzosen, ihrerseits Helden natürlich ihres Vaterlands, umbringen würden; sie kannten ja kaum einen der Feinde. Eigentlich, sinniert ein älterer, kampferprobter Soldat, sollte man die «classes politiques" der beiden Länder auf einem Feld aufstellen und sie müssten dann mit Waffen austragen, was sie mit anderen Mitteln nicht zu bewerkstelligen in der Lage seien. «Massenschlachten» zwischen den Nationen gäbe es dann nicht mehr. - Ja, die Europäer müssten den Umgang mit der «Multinationalität» zuerst lernen! Erst nach 2 furchtbaren Kriegen im letzten Jahrhundert besannen sie sich auf ein Miteinander. Im Alltag realisiere ich die unterschiedliche Herkunft der Kinder kaum. Hie und da allerdings mache ich mir meine Gedanken oder muss sogar klar Stellung beziehen. Turnunterricht. Ein junger Serbe mit der Aufschrift Rakitic" auf dem Leibchen läuft mit dem Ball am Fuss an mir vorbei. «Ist doch toll», geht es mit durch den Kopf, «ein junger Serbe trägt auf seinem Fussballleibchen den Namen eines kroatischen Spitzenfußballers!». Als hätte es die schweren Auseinandersetzungen der Neunzigerjahre auf dem Balkan nie gegeben!

Aber so ist es doch: Die «Jungen» gehen aufeinander los, weil «die Alten» ihnen eingetrichtert haben, sie müssten einander hassen. Vielleicht wären die jungen Muslime und die jungen Amerikaner in Afghanistan Freunde, wenn nicht - ja, wenn da die Alten nicht wären! Vor einiger Zeit musste ich zuhause der Gemeinde für 3 einbürgerungswillige ehemalige Schülerinnen einen Bericht erarbeiten, für eine Italienerin und 2 Muslime. Ich stellte sie als junge Menschen dar, die mir immer respektvoll begegnet waren; sie hatten sich zielstrebig auf das Berufsleben vorbereitet und immer auch sehr sauber gearbeitet. Die 3 waren sich bewusst, dass ihre Situation, in einer «friedvollen» Umgebung leben zu können, nicht selbstverständlich war dementsprechend war auch eine gewisse Dankbarkeit erkennbar. Ich stellte in dem Bericht fest, dass ich diese Eigenschaften bei einem Teil der jungen Schweizer/innen immer mehr suchen müsse. Einer der Einbürgerungswilligen hatte ich zu Beginn der Schnupperlehren gesagt, es könne sein, dass sie es aufgrund ihres Namens bei der Lehrstellensuche nicht so einfach haben würde. Sie machte eine Schnupperlehre und bekam als Erste in der Klasse bei einer Versicherung die Lehrstelle! Man schätzte an ihr die Eigenschaften, die ich oben beschrieben habe.

Es ist ein paar Jahre her. Ein junger Muslim fällt mir schon länger auf. Als es auf Weihnachten zugeht, will er partout keine christlichen Lieder singen (Weihnachten bietet gerade im Singununterricht die Gelegenheit, über Gemeinsames und Trennendes in den Religionen zu reden). Am Freitag darf er manchmal ins Freitagsgebet, das ihm so am Herzen liegt. Mit der Zeit fällt mir auf, dass ein anderer Jugendlicher in der Klasse, einer, der eine Aussenseiterrolle innehat, vermehrt mit dem jungen Muslim zusammen ist. Von den Eltern höre ich, dass und hatte die beiden jetzt öfters gemeinsam zum Freitagsgebet gingen. Nach einer Diskussion, in der ich spüre, dass der junge Muslim wieder recht aggressiv islamistische Positionen vertritt, nehme ich ihn mit ins Rektorat. Ich frage ihn, warum er nicht aufhören könne, in der Klasse zu missionieren, wir wollten ihn hier in der Schweiz ja auch nicht zum Christentum bekehren. «Was würden Sie tun», bekomme ich zur Antwort, «wenn Sie sähen, dass ein Blinder auf einen Graben zugeht?». «So», bricht es aus mir heraus, «für dich bin ich also nichts als einer, der nicht fähig ist, bezogen auf religiöse Fragen ein vernünftiges Urteil zu fällen». Er zuckt nur mit den Schultern. Mir wird bewusst, dass ich es hier mit einem «fundamentalistisch-koranfesten» jungen Menschen zu tun habe, der wohl regelmässig indoktriniert wird, ein junger Mensch in seinem Alter würde sonst nie so reden (Ich muss in dem Moment allerdings auch an die »fundamentalistisch-christlichen" Gruppierungen denken, die mich jeweils zuhause vor der Haustür vergeblich zu bekehren versuchen). Ich werde dann im Unterricht deutlich: «Wenn es in diesem Land religiöse Gruppierungen gibt, die uns verbieten wollen, in der Schule christliche Lieder zu singen, sollen die dorthin gehen, wo sie hergekommen sind!». Das sagte einer, der wirklich für das friedliche Nebeneinander und nicht unbedingt Miteinander der Religionen einsteht. Es ist dann eine Minute lang mäuschenstill in der Klasse...

Eine etwas andere Weihnachts-Dankeskarte

Für morgen, 9. Nov., ist ein Sturmtief angesagt. Ich stehe vor dem Kasten und suche die langen Socken. Handgestrickt sind sie noch und warm haben sie während 50 Jahren gegeben ((Nein, nicht immer das gleiche Paar!), wohligen sollen sie meine Füsse auch in diesem Winter wieder einpacken. Ich muss morgen früh aufstehen, deshalb lege ich alle frisch gebügelten Kleider auf einen Stuhl, am Schluss die hanggestrickten Socken oben drauf. Alles bereit - ich habe es nicht gern, wenn es am Morgen früh schon hektisch zugeht!

Ja, alles liegt bereit. In dieser Gewissheit schlafe ich ruhig ein. Dann der Traum: Eine Frau im besten Alter sitzt am Fenster, sie strickt Socken, warme Wollsocken. Wie in einem Film wird dann die Szene immer aus- und wieder eingeblendet, immer sitzt die gleiche Frau am Fenster, jedes Mal etwa 10 Jahre älter. Mit dem Alter beugt sich ihr Rücken mehr und mehr vornüber von der Last der Jahre und der stärker werdenden Altersbeschwerden und schliesslich auch wegen des Todes ihres Mannes und der damit verbundenen einsamen Stunden, Tage und Nächte. Mit der gleichen Fertigkeit entsteht in all den Jahren aber immer wieder ein neues Paar Socken, Zentimeter um Zentimeter, mit einem unbändigen Willen. „Seit mein Mann gestorben ist und ich wegen meiner schwachen Beine nicht mehr ins Dorf einkaufen gehen kann“, höre ich sie sagen, „bin ich oft alleine und lenke mich mit dem Stricken etwas ab. Aber meine Augen sind müde geworden und oft schmerzt mich der gebeugte Rücken, wenn ich da so vor dem Fenster sitze und zwischendurch auf- und ins Dorf hinunterschaue. Ich habe Angst vor dem Tag, an dem ich auch nicht mehr stricken kann.“ Ein Kinderchor beginnt zu singen: „Mis Mueti het mer gschriebe, es sig so ganz elei, es sig so ganz verlasse, es sig so ganz elei, es sig so ganz verlasse, es sig so ganz elei...“ Da wache ich auf. Ich habe kalte Füsse, die Decke ist ein wenig zur Seite gerutscht. Schnell ziehe ich sie zurecht und versuche wieder einzuschlafen. Mit kalten Füssen, so geht es mir noch durch den Kopf, schläft es sich nicht nur schlecht, es lebt sich auch nicht gut. Zum Glück kann ich wieder einschlafen.

Frühmorgens: Duschen, anziehen, auch die handgestrickten Socken. Es ist kalt, als ich auf den Bus gehe, die Jacke gibt warm, der kalte Schneewind lässt mich trotzdem frösteln. Eines habe ich aber auch an diesem ersten Früh-Wintermorgen: Warme Füsse!

Da erinnere ich mich wieder an den Traum – wie lange werde ich noch solch warme Socken tragen können, fährt es mir durch den Kopf. Du sassest doch im Traum am Fenster, Mutter, und du stricktest doch die Socken! Zum ersten Mal seit 50 Jahren wird kein neues Paar von

dir unter dem Weihnachtsbaum liegen! Ja, zu selbstverständlich war es, dass sie da lagen und zuwenig habe ich es geschätzt und folglich auch zuwenig herzlich dafür gedankt. Nun ist es zu spät, vor 4 Monaten hast du uns für immer verlassen...

Liebe Mutter: Ich werde fortan dann ganz fest an dich denken, wenn ich nachts oder auch sonst kalte Füsse habe oder wenn ich im Leben, wie man im übertragenen Sinn auch sagt, mal etwa „kalte Füsse bekomme“. Hoffentlich gelingt es auch mir eines Tages in nicht allzu ferner Zeit, die Stricknadeln („den Löffel“, wie man eher sagt) nie fortzuwerfen und jeden neuen Tag mit dem Ziel neu anzupacken, jemandem etwas Liebes zu tun und so noch Sinn zu schaffen, wenn ich längst das Gefühl habe, allen nur noch im Weg zu stehen, so, wie du es oft hattest. Dabei kann mit Fug und Recht gefragt werden, ob all die grossen Taten (?) dieser Welt - auch jene, die jeweils mit dem Nobelpreis oder mit Oscars ausgezeichnet werden - möglich wären, wenn ihre Vollbringer kalte Füsse hätten... Wie wichtig du so gesehen doch warst, Mutter, zusammen mit all den andern Müttern deiner Generation! Ich weiss, wie lächerlich ich mich machen würde, wenn ich euch für den Nobelpreis vorschläge! So will ich euch allen wenigstens ein Weihnachts-Dankeskärtchen vors Fenster legen, so, wie ich es als Kind mit den Wünschen für das Christkind getan habe – hoffentlich trägt es euch dann ein Engel zu!

Vielleicht bringt die Zukunft nicht mehr so Grosses hervor wie die Vergangenheit – vielleicht, sage ich. Nehmen wir an, es sei so: Ob es dann daran liegt, dass das Socken stricken nichts mehr Wert ist?

2011

Hitzewelle!

Sonntagabend – eine Hitzewelle ist angesagt! Die Wetterpropheten künden für den Montagnachmittag 35 Grad an! Innerlich stöhne ich auf, denn ich weiss, was auf mich zukommt. Wobei: Ich habe es im Steinli-Schulhaus im untersten Stock ja noch gut. ... „Zum Glück habe ich am Nachmittag Turnen!“, fällt mir ein. Die auswärtigen Schüler müssen aber darüber informiert werden, dass sie die Badesachen schon am Montagmorgen einpacken müssen; viele von ihnen können über Mittag nicht nach Hause gehen. Alle sind zum Glück zuhause, das Rundtelefon ist durch, bevor ich mich schlafen lege.

Als ich am Montagmorgen um 7 Uhr das Schulhaus betrete, stehen alle Türen und Fenster sperrangelweit offen. Die Hauswarte haben schon um 6 Uhr gute Arbeit geleistet, es ist angenehm kühl. Die Kollegen aus den oberen Stockwerken tragen vorsorglich schon mal die grossen Ventilatoren aus dem Keller her- und hinauf, in den oberen Stockwerken wird es noch heisser. Hätte ich heute Physik, müsste ich wohl nicht lange erklären, wie der Treibhauseffekt funktioniert!

Meine Klasse hat zuerst bei einer Kollegin 2 Stunden Englisch. In dieser Zeit erledige ich verschiedene administrative Arbeiten. Um 9 Uhr beginne ich mit dem Unterricht. So nebenbei stelle ich fest, dass die jungen Damen Bein zeigen – aber das darf ich ja weder festgestellt haben noch hier erwähnen, sonst ... Ich erteile zuerst Mathematik, so ein wenig als Kontrast zum vorangegangenen Sprachunterricht in Englisch. Die Schüler/innen arbeiten in kleinen Gruppen, so sind sie eher abgelenkt und nehmen die Hitze weniger wahr. Ausnahmesituationen – so hört man die Politiker bisweilen sagen – verlangen aussergewöhnliche Massnahmen, vor allem, wenn es an den Börsen auch noch heiss zugeht. Ausnahmsweise dürfen die Schüler/innen zwischendurch also ans Brünneli und Wasser trinken.

Grosse Pause. Habe ich richtig gehört, eine Gruppe von Lehrern/innen diskutiert über Kleidervorschriften an den Schulen? Nein, nicht die Burka ist das Thema, sondern die „Hot Pants“! „Mir wäre in solchen auch wohler!“, geht es mir durch den Kopf. Und tatsächlich bin ich mit 20 auch in kurzen Hosen in den Unterricht gegangen, dafür waren 1071 die Haare umso länger... Nach der grossen Pause hören die Schüler/innen etwas über die Art und Weise, wie wir Sprache erwerben. Dazu gehört auch ein Experiment eines ägyptischen Pharaos mit einem Kind. Die interessante Diskussion über Experimente an Menschen lenkt von der steigenden Hitze ab.

11 Uhr, Französisch. Es geht um die Verwendung des Imparfait. Super! Die Schüler/innen schreiben Formen dazu auf. Jeannine hebt den Arm, um mich etwas zu fragen: Das Blatt klebt an ihrem Unterarm, sie zeigt das Phänomen allen und einen Moment lang haben wir etwas zum Lachen. Während die Schüler/innen schreiben, bespreche ich mit einzelnen die Fehler in den Hausaufgaben. Patrick tritt ans Pult: Er riecht unangenehm nach Schweiss. Überhaupt „schweisselt“ es jetzt im Schulzimmer gewaltig! Tröstlich ist, dass wir wohl alle etwa ähnlich „riechen“ ... Ich habe Lust, mein T-Shirt zu wechseln und weil ich das nicht kann, halte ich noch mehr Distanz zu den Schülern/innen als sonst schon.

Endlich Mittag. Ich kann die Fenster nicht aufmachen, zu heiss ist es auf dem langen Fensterbrett, man kann das Metall nicht anfassen. Bleibt nur die Türe zum Gang, vom Keller herauf kommt ein kühler Luftzug.

Punkt halb 2 sind alle vor dem Schwimmbad. Es wimmelt von Schülern/innen und Lehrern/innen! Zum Glück habe ich die Klasse instruiert, was alles zu tun sei, so muss ich zum allgemeinen Lärm nichts mehr beitragen: Längen schwimmen, Strecken tauchen, Sprünge vom Sprungbrett. Immer 2 leiten einander an und kontrollieren einander, während ich mich im Wasser um einzelne, «schwächere» Schüler/innen kümmere. Ich staune, wie schnell sie einen schönen Brustcrawl zeigen, wenn man sie anleitet, nur mit dem Atmen geht es noch nicht so gut. Sehe ich da so etwas wie Stolz in den Augen eines Schülers, der es wegen motorischer Probleme nicht leicht hat mit dem Wasser? 10 Meter Schwimmen hat er ohne Unterbruch geschafft!

So, jetzt ist der Gang zum Kiosk gestattet und auch der Lehrer hat sich einen Kaffee verdient! Da treffe ich noch einen ehemaligen Schüler, einen Kroaten, Ferienerinnerungen kommen so nebenbei hoch. Ich unterhalte mich auch mit der Mutter eines Ehemaligen, einer Serbin, sie sitzt neben dem Kroaten ... Ihre Rückmeldungen sind für mich wichtig, „informelles Elternfeedback“ sozusagen...

Dann bin ich doch froh, dass ich das Schwimmbad verlassen kann, ich bin nicht so gern in der grossen Masse. Ich steige ins überhitzte Auto und muss in der Turnhalle auf Gemeindegeldern nochmals schnell unter die Dusche, so kann ich nicht vor die nächste Klasse treten!

Eine Hitzewelle dauert ---

Dienstagmorgen – die Fenster und Türen stehen wieder sperrangelweit offen – „durelüfte!“

Mittwochmorgen – die Fenster und Türen...

Donnerstagmorgen -

Freitag: „The same procedure as every day!“

Es ist Freitagnachmittag geworden. Während ich diese Zeilen schreibe, künden die Meteorologen die Kaltfront an und warnen vor heftigen Gewittern ...

Warum muss auch jeder Text einen Titel haben!

So ein Redaktor kann nicht immer neue Texte schreiben. Den Folgenden habe ich kürzlich für meine Geschwister verfasst Es ist kein einfacher Text, ich mute ihn euch trotzdem zu, man muss ihn ja nicht lesen. Es gibt viele Weihnachtsgeschichten, vielleicht passt das Folgende ein wenig zu Karfreitag und Ostern.

Ich gebe zu: Ich habe es öfters missbraucht! Oder zumindest zweckentfremdet. Das Wort zweckentfremdet ist ja weniger belastet als «Missbrauch». Denn: Geht es euch auch so, dass ihr beim Wort «missbraucht» sofort an den Missbrauch denkt, der heute - Medien sei Dank! - im Zusammenhang mit Missbrauch vor allem in den Kirchen «in aller Geist ist?». Das geht so weit, dass, wenn ich heute einen Pfarrer sehe, unwillkürlich denke: «Wohl auch so Missbraucher!». Selbst wenn er ein unbescholtener Mann ist, der in seinem Amt wirkliche Seelsorge betreibt! Als Kind war der Pfarrer für mich noch «Hochwürden» gewesen! Später war für viele und auch für einen Teil der Presse z.B. Marcel Ospel eine Art «säkularer Hochwürden», das war aber nur eine Klammerbemerkung und es würde zu lange dauern zu erläutern, was ich damit meine. Fällt mich so ein Vorurteil quas von hinten an, versuche ich zu differenzieren, doch das will mir nicht so recht gelingen. Vorurteile haben halt ihre Tücken, eine davon ist, dass sie - eben! - tückisch sind und sich hartnäckig halten.

Ich bin vom Thema abgekommen, bin quasi meinen Assoziationen erlegen. Darüber, was alles auch noch Missbrauch ist und zahlenmässig vielleicht noch viel gravierender, will ich ja keine Kolumne schreiben - das wäre vermutlich auch sinn-, weil endlos. Ich will ja nur davon schreiben, dass ich bei meinem Roller unterwegs den Verschluss der hinten aufgesetzten Helmbox verloren hatte und sie nun nach dem Kauf eines grösseren Pakets nicht mehr sicher schliessen konnte. «Wie banal!», werdet ich jetzt sagen. Aber die Gefahr, dass das Paket bei einer Bodenwelle aus der Box hüpfen würde, war real. Die Folgen z.B. für einen nachfolgenden Velofahrer kann man sich ausmalen. So banal war die Sache also gar nicht.

Da erinnerte ich mich! Und ich gebe zu, dass ich damit - nein, nicht mit dem Erinnern, sondern mit dem, woran ich mich erinnerte, auch schon etwa die Scheibe des Autos von innen gereinigt hatte. Und den Aussenspiegel - von aussen! Ich gebe zu, dass ich mir damit auf einer Wanderung schon die verschwitzte Stirn abgewischt hatte. Auch als Serviette hatte ich es auf dem Picknickplatz zu meiner Schande schon verwendet! Oder wenn ich nach Paris fuhr: Die Fenster liessen sich damals noch öffnen und Mann konnte einer Frau und ich meiner Zukünftigen damit noch lange winken, so lange, bis man sich so weit hinausgebeugt hatte. dass man schliesslich fast aus dem Fenster purzelte. Einmal musste ich zu einem Bewerbungsgespräch antreten Der Strassenstaub auf meinen Schuhen - ihr könnt euch sicher vorstellen, was jetzt folgte.

Dann ging meine Erinnerung aber noch weiter zurück. In der Schule mussten wir es zusammen mit den sauberen Händen vorweisen, es war halt nicht selbstverständlich, dass die vielen Bauernbuben nach der frühmorgendlichen Arbeit im Stall mit sauberen Händen zur Schule kamen. Ich erinnere mich, wie uns unser Vater lehrte, an dessen Ecken vier Knoten zu machen und es dann als Regenschutz über den Kopf zu spannen - Marken-Schirmmützen gab es noch keine, zumindest nicht im Bauern- und Arbeiterdorf. Ich sehe auch noch unseren Pfarrer – «Hochwürden!» - vor mir, der es jeweils am Altar aus dem weiten Ärmel seines priesterlichen Kleides zog, mit den Fingern die Nahtsuchte, um es auch ja immer auf der gleichen «richtigen» Seite zu verwenden, die Hände sollten ja sauber bleiben! - und wie er es nach dem Gebrauch wieder in den Ärmel stopfte. Ja, und dann der Schweiss: Mein Vater arbeitete oft in seinem grossen Garten. Während Jahrzehnten versorgte er die Familie mit Gemüse, Obst und Beeren - die Hacke schwang er noch von Hand, eine Bodenfräse war noch kein Thema, und auch das Beil für die Zerkleinerung des Brennholzes sauste noch handgesteuert und trotzdem präzise geführt auf die Holzklotze nieder. Zwischendurch stützte mein Vater sich auf den Hackenstiel, um Luft zu holen, dann trocknete er sich die Stirn ab. Und weiter ging's...

All das lief in Sekundenschnelle wie ein Film vor mir ab. Ich zog es - ihr wisst jetzt, dass es ein Stofftaschentuch war, aus der Hosentasche (Ja wo heraus denn sonst, wo es doch so heisst!) und breitete es zuerst auf der Helmbox aus, um es dann zu einer langen Wurst zusammenzurollen. Dabei fiel mein Blick ganz zufällig kurz auf die kleine Namensetikette, die meine Mutter an die Taschentücher unseres Vaters genäht hatte, bevor sich die Türen des Altersheims hinter ihm schlossen. Und wieder war da der Film: Er zeigte mir die nach dem Hirnschlag leidvollen 3 Monate für unseren Vater und für uns alle: Unser ADHS-Vater im Rollstuhl!!! Ich habe ihn in seinem Zimmer zwei Mal vor Schmerz schreien hören, als ich die Treppe zu seinem Zimmer hinaufeilte. Ganz krumm sass er da im Rollstuhl und konnte sich nicht mehr aufrichten, das Taschentuch zusammengedrückt in der zur Faust geballten, nicht gelähmten rechten Hand. - Ich sass dann an seinem letzten Abend an seinem Bett. Er war unruhig, trotz oder vielleicht wegen des Morphiums, er war ein willensstarker Mann gewesen und wehrte sich innerlich wohl noch gegen etwas, was in ihm das Regime übernommen hatte. Ich hielt seine lahme Hand, in der andern hatte er - sein Taschentuch. «Nicht wahr, Vater, du bist auch einer von denen, die ein Leben lang für andere gearbeitet haben, ohne je ein Dankeschön erhalten zu haben!», sagte ich schuld bewusst, der Satz galt als Vorwurf vor allem mir selber. Mein Vater hörte mich noch, denn er hob seine rechte Hand so, wie man es etwa tut, um eine gewisse Ratlosigkeit anzudeuten, gleichzeitig kollerte eine Träne über seine linke Wange. Ich nahm ihm das Taschentuch aus der Hand, tupfte seine letzte Träne sanft ab und reichte es ihm wieder. Mein Bruder übernahm dann die Wache am Bett. Eine Stunde später verschied unser Vater, das Taschentuch noch immer in der Hand. Es hat ihn auch bei der letzten, grossen und schweisstreibenden Herausforderung begleitet!

Mein Bruder teilte mir die Tatsache seines Hinschieds später mit den Worten mit: «Er hat es geschafft!». Wie hätte er es anders ausdrücken sollen: Wir kannten unseren Vater ja nur als «Schaffer»...

Und das erwähnte Taschentuch hielt ich jetzt also als «Erbstück" mitsamt seiner ganzen Geschichte in der Hand! Zweimal um den Griff der Helmbox gewickelt, einen Knopf hinein - die anderen Strassenteilnehmer konnten vor mir sicher sein!

Ich könnte jetzt noch die Geschichte eines Papiertaschentuchs erzählen, wie ich es auch schon verwendet habe, um dann am Schluss aus dem Vergleich mit dem Stofftaschentuch eine «Moral von der Geschicht" anzufügen: Die, dass auch das ganze Denken der «Stofftaschentuch-Generationen» beständiger war? Um dann zu fragen, ob sich hinter der Wegwerttaschentuch-Gesellschaft auch eine verbirgt, die sich bei genauerem Hinsehen als «Wegwerfdenkgesellschaft» entlarvt?

Wie auch immer. Ich denke oder spüre zum Schluss einfach, dass mein Vater jedes Mal ein wenig aufersteht, wenn ich sein Taschentuch in der Hand halte. Ich fühle mich ihm dann sehr nahe und wohl auch ein wenig wesensverwandt.

Ich behaupte nun einmal, dass dieser Text auch ohne Titel seinen Reiz hat - oder was auch sonst immer.

2012

Der Prospekt

Ich sehe mir die Prospekte zu Portugal an und freue mich auf 12 Tage Ferien!

Seit 2 Stunden sind wir am Rio Minho, dem Grenzfluss zu Spanien im Norden Portugals, zu Fuss unterwegs und finden kein Plätzchen mehr, wo wir verweilen und im wunderschönen Strom so breit wie der Rhein baden können. Auf dem Hinweg haben wir in S. Pedro Torre einen schönen Picknickplatz mit grossen Steintischen gesehen, dorthin wollen wir zurückkehren, ich sitze nicht gern auf dem Boden, schon wegen meines Knies nicht. Nach einer halben Stunde sind wir wieder da. Eine hohe Hecke schützt den Platz gegen zu neugierige Blicke. Ich sehe einen Durchgang und will die Wiese betreten. Fast zu Tode erschreckt bleibe ich stehen: Keine 2 Meter rechts von mir fangen 2 Strassenköter an zu bellen! Ich weiche nach dem ersten Schock zurück – meine alternden, blutten Wädli sind mir dann doch noch etwas wert! Nachdem sich mein Puls beruhigt hat, versuchen wir es 20 Meter weiter vorne – erfolgreich, wie es scheint. Wir packen den Picknick aus und richten uns am Tisch ein. Da nähern sich die Hunde wieder, diesmal langsam und mit gesenkten Köpfen bleiben sie 2 Meter von uns entfernt stehen. Die Aussicht auf etwas Essbares macht sie zahm – das hat schon Julius Cäsar gewusst, als er die arbeitslosen Massen Roms mit Brot und Spielen köderte... So sind wir ja nicht und so werfen wir den beiden Hunden hie und da einen Happen hin. Jetzt tut uns vor allem der ältere Leid: Er humpelt, sein rechtes, hinteres Bein lahmt. Am Schluss sind alle müde, meine Frau breitet eine Isolierdecke aus und legt ein buntes Frottier Tuch darauf, ein Mittagshäufchen muss in den Ferien nach einem Glas schwerem Portugieser einfach sein! Kaum liege ich, muss ich die Hunde verscheuchen, denen es auf dem farbigen Frottier Tuch offenbar auch gefallen würde. Dann sticht mich eine Fliege in die Wade, eine zweite, dritte... Den Hunden wurde ich, was meine Sprinterwädli betrifft, Meister, die Fliegen treiben mit mir ihr Spielchen, bis ich – leider! – nach dem fünften Stich laut fluche. Zum Glück haben wir ein Insektenspray dabei! Er scheint zu nützen. Ein erneuter Versuch, ein wenig zu schlafen! Noch keine 3 Minuten sind vergangen, da heult der Flugzeugmotor eines Modellflugzeugs auf: Ein Vater probiert mit seinem hundert Meter weiter vorn Sohn das neue Flugzeug aus!

So geschehen am 18. Juli 2012 am erwähnten Rio Minho! Nicht, dass mich die Viecher und Menschen störten, ärgerte mich, nur dass davon nichts im Prospekt stand: Ich werde mich beschweren!

Oder mir für die Zukunft einfach merken, dass die Prospekte (und andere Medien!) halt – wenn sie nicht gerade auf Katastrophe machen - eine „verklärte“ Welt zeigen: Da stinkt, sticht, surrt, beisst, heult und was auch immer es nicht!

Manch einer – und da wird es dann zur Tragödie - weiss am Schluss langen Medienkonsums nicht mehr so recht, in welcher „Realität“ er sich gerade befindet (in der „realen“ oder der „virtuellen“) - und schießt dann halt als Amokläufer wieder ein paar über den Haufen, möglicherweise weil er meint, er hantiere mit dem Joy-Stick...

2013

Ich erinnere zuerst daran, dass die Waldweihnacht während Jahrzehnten Teil des Jahresprogramms des TVN war! Ich habe für meine Weihnachtsgeschichte extra eine kleine Schrift gewählt, wissend, dass ein solcher Text nicht Teil meines Amtes ist. Lest den Text – oder eben nicht...

Die Schwarzтанne

Es gibt ja in Afrika viele Baumarten – warum soll es da nicht auch Schwarzтанnen geben? Ihr Wesen wäre das einer Tanne, auch wenn sie nach aussen schwarz erschiene. Es wuchs also einmal auch in unserem Land eine Schwarzтанne. Mit einer Schiffsladung war ihr Samen eingeschleppt worden, so ähnlich wie vor 800 Jahren die Pest... Während Jahren hatte der Bauer zwischen ein paar stattlichen Häusern und dem Waldrand Fruchtfolgewartwirtschaft betrieben, Zeit also, den Boden wegen der Nährstoffe einmal mit etwas anderem zu bepflanzen. Weihnachtsbäume aus heimischem Boden waren wieder im Trend und so pflanzte der Bauer kleine Weisstannen. Sie fühlte es von Anfang an, dass sie anders war als alle andernTannen. Aber erst mit der Zeit sah man ihr das auch an. Sie war keine Weisstanne, auch keine Rottanne - sie war eine Schwarzтанne und allmählich wurde ihr Nadelkleid auch wirklich schwarz. Sie war halt nun mal so und erst als die Weisstannen um sie herum zu tuscheln begannen und sie sogar auslachten, wurde ihr Wesen auch für sie ein Problem. Einige behaupteten, wegen ihrer schwarzen Farbe bekämen sie weniger Licht und könnten so im Konkurrenzkampf mit den weiter weg stehenden Tannen nicht richtig wachsen, was bedeuten würde, dass sie eines Tages nicht in einem vornehmen Haus stehen dürften, sondern lediglich in der ärmlichen Wohnung einer alleinerziehenden Mutter, die von der Sozialhilfe lebte. Aber von solchen Dingen wusste ja noch keine der kleinen Tannen etwas. Mit der Zeit bemerkte der Bauer auf einem Kontrollgang die Veränderung an der "Schwarzтанne" auch und er fragte sich, was er mit ihr machen sollte. Von seiner Ausbildung her wusste er, dass es in der Natur solche Dinge gab: Durch eine Mutation im Erbgut waren ja auch die Blutbuchen entstanden, wie sollte da durch eine Mutation nicht auch eine Schwarzтанne möglich sein! Der Bauer überlegte sich, ob es in Zukunft sogar einen Markt geben könnte für Schwarzтанnen, falls die eine schwarze nicht eine Seltenheit bleiben sollte, man lebte ja in einer Zeit, in der die Leute Exklusivität liebten. Er würde sich nach dem grossen "Geschäft Weihnachten" ausführlich

darum kümmern und für den Fall schon eine Marketingstrategie festlegen. Dezember. Die Zeit der Ernte war gekommen. Weihnachtsbäume seien sie, so hörten die Tännlein sagen, das also war ihre Bestimmung, nur konnten sie mit dem Wort „Weihnachten“ nicht viel anfangen, am allerwenigsten die Schwarztanne. Gut gekleidete Männer und Frauen holten die schönsten Weisstannen ab. Als die Schwarztanne sah, wie ein Tännlein nach dem andern neben ihr unter den Motorsägen der Holzfäller fiel, sie aber verschont blieb, war sie zum ersten Mal in ihrem Leben froh, dass sie anders war. Am Schluss stand sie mit ein paar Weisstannen mit doppeltem Spitz alleine da - auch sie hatten der Norm nicht genügt - Exklusivität ja, aber ein schwarzer Weihnachtsbaum, das ging dann doch zu weit. 3 Es wurde ein bitter kalter Heiligabend, es schneite und durch die Last des Schnees hingen die Äste der übrig gebliebenen kleinen Tannen tief herunter. Sie konnten in die Salons der Häuser in ihrer Nähe sehen, sie sahen, wie die andern Tannen sich im Lichterglanz stolz präsentierten. „Stille Nacht, Heilige Nacht“ tönte es von überall her in die kalte Nacht hinaus, man las den Kindern so quasi als Kulturgut - mehr nicht! - die Geschichte von einem Kind vor, das in einem Stall geboren worden war: Wer wollte schon eine arme, mit einem unehelichen Kind schwangere Frau beherbergen! Ringsum läuteten die Kirchenglocken und einige Wenige machten sich auf den Weg in die Kirche. Das also war Weihnachten! Die Schwarztanne dachte über die Geschichte von dem Kind nach und es ging ihr durch den Kopf, dass ja auch sie in diesem Land keine Herberge hatte. Ihre Äste hingen deshalb noch tiefer herunter als bei den andern übrig gebliebenen Tannen. Allmählich erloschen die Lichter in den Häusern und es war der Schwarztanne, als würde die Kälte noch bissiger... Langsam gingen die Weihnachtstage zuende - eine schmerzvolle Zeit für die Schwarztanne, die richtig neidisch war auf das Schicksal der schönen Weisstannen in den warmen Häusern nebenan. Dann beobachtete sie aber ein seltsames Schauspiel. In den nahe gelegenen Häusern ging jeden Tag wieder etwa mal ein Fenster oder eine Türe auf und die Menschen warfen – sie stellten sie nicht etwa! - die Tannenbäume in die Gärten hinaus, wo sie achtlos liegen blieben. Sie hatten für kurze Zeit bei diesen Menschen für ein paar gute Gefühle gesorgt und damit ihren Dienst getan, man ging mit ihnen so um, wie es in der Welt dieses Landes nicht nur mit Marteriellem üblich geworden war. Jetzt hatte die Weisstanne sogar Mitleid mit ihren ehemaligen, hübschen Nachbarinnen, die dort im Dreck lagen, und als dann der Kehrriechwagen vorbei kam und die Tannen lieblos hineingeworfen und von den Pressen zermalmt wurden, ging der Schwarztanne ein Licht auf, jenes Licht, das die Menschen in den Häusern in der Nähe zwar besungen, aber einmal mehr nicht beherzigt hatten - wie seit ganzen 2000 Jahren nicht. Die Schwarztanne spürte ihre Wurzeln, die sie tief in der Erde verankerten, ihr Halt gaben, sie spürte das Leben, das durch ihre Äste floss und sie räkelte sich in der Sonne an den milden STagen, die auf die kalten Weihnachtstage gefolgt waren. Sie erkannte trotz ihres noch kurzen Lebens, dass über den Sinn eines Lebens immer erst am Schluss abgerechnet wird und dass kurzfristiges „Highlife“ auch im Kehrriechwagen enden konnte. Endet diese Geschichte der Schwarztanne nun mit „Und wenn sie nicht gefällt worden ist...“? Ja wie denn sonst...

Italianità



Weihnachten ist ja eigentlich auch das „Fest der verschlossenen Türen“ – eine Mutter muss deshalb ihr Kind in einem Stall zur Welt bringen. Es gibt sie aber, die „zweckfreie Gastfreundschaft“, wie die folgende Begebenheit aus diesem Herbst zeigt.

Wir sind in der Toskana in den Ferien. Im Moment – es ist kurz vor Mittag - steigen wir gerade die Dorfstrasse im Dörflein neben Piombino hinauf. Eben haben wir im Lädli noch für das Mittagessen eingekauft. Wir passieren einen vielleicht 3 Meter breiten, mit Eisengittern gesicherten Zwischenraum zwischen 2 Häusern. Ein älterer Mann, zahnlos und sichtlich betrunken, eine Flasche Wein unter dem Arm, tritt aus dem Tor und spricht uns sofort an. Erst jetzt sehe ich, dass im Hintergrund ein paar Männer auf dem Platz zwischen den beiden Häusern an einem langen Tisch sitzen und bechern. Frauen sind keine zu sehen.

Der Mann lädt mich spontan zu einem Glas Wein ein, ich verstehe ihn kaum, er lallt und meine Italienischkenntnisse sind auch nicht die besten. Seine Gesten sind aber eindeutig. Natürlich muss ich mich zuerst mit meiner Familie absprechen, es ist ja Mittagessenszeit. Schliesslich schicke ich die Familie in die Wohnung zurück und mache dann einen auf Italienisch, genauer auf Patriarch: Der Mann zum Apéro, die Frauen an den Herd!

Die Männer heissen mich herzlich willkommen und ich stelle mich kurz als „capitalisto svizzero“ vor – Gelächter! Einer zeigt auf einen vielleicht 60-jährigen Mann neben sich oben am Tisch und meint: Lui è il nostro capitalisto – er ist unser Kapitalist, offenbar hat er Geld gemacht, wohl im Tourismus. Dann fügt der Sprecher, wohl ein Hobby-Don Juan - an: «Für mich die Frauen, für ihn das Geld und für ihn» – er zeigt auf den Fünfzigjährigen Lastwagenchauffeur gegenüber – «und für ihn die Arbeit». Alle lachen über den Spruch und ich erfahre,

dass der Fünfzigjährige tatsächlich noch arbeitet, wie erwähnt als Lastwagenchauffeur. Es hat noch andere Männer unten am Tisch, einer ist der „Turco“, sie sagen nicht viel, trinken aus ihren Gläsern und lachen herzlich mit. Offenbar gibt es auch unter den Männern eine Rangordnung. A propos Trinken: Jetzt drückt mir der ältere Mann ein Glas in die Hand und schenkt mir von dem Weissen ein, den einer der Männer selber gekeltert hat. Offenbar trauen sie dem Wein selber nicht so ganz, denn zuerst füllt mir der alte Mann 2 Zentimeter hoch roten Martini ein, dann erst folgt der Weisse. Alle erheben dann die Gläser, ein vielstimmiges „Salute!“ folgt - und dann Glas eins, zwei, drei... Das Getränk ist süffig, meine Italienischkenntnisse werden immer besser! Wir reden vom Sommer, ob er auch so verregnet gewesen sei, von der Arbeitslosigkeit, vom Tourismus. Schliesslich tritt die Donna aus der Haustüre und bringt eingelegte Tomaten, zusammen mit dem frischen Brot eine Delikatesse! Wir schiessen ein Erinnerungsfoto, vorne alle Männer, im Hintergrund sieht man gerade noch den Kopf der Donna, deren Pasta in der Küche bereitstehen, denn ich soll nun auch mitessen, die Donna lädt mich ein.

Was für ein Dilemma: Meine Familie kocht unterdessen ja das Mittagessen! Leider bin ich nicht mehr Macho genug – ich lebe ja in der Schweiz dank des Schwachen Geschlechts in einer mittlerweile egalitären Gesellschaft – ich bin also nicht mehr Macho genug, um mich nicht mehr darum zu kümmern und verabschiede mich deshalb schweren Herzens: Die „richtigen italienische Pasta à la Mamma“ hätte ich zu gern genossen! Als typische Schweizer Geste will ich 2 Flaschen von dem Weissen kaufen – und beleidige damit fast noch meine Gastgeber. Schliesslich trete ich mit einer geschenkten Flasche Weisses wieder auf die Strasse hinaus und mache mich auf dem sehr schmalen Trottoir - ich muss höllisch aufpassen, dass ich mich auf dem Trottoir halten kann - auf den Weg in die Wohnung

Als ich das Appartement betrete, sitzt meine Familie bereits am Tisch, es gibt Pastas „à la Marianne“, sie sind auch nicht schlecht, darf ich gestehen! Natürlich muss ich noch den Weissen probieren – ohne Martini...

Dann folgt die Siesta. Aber erst, nachdem ich – natürlich mit schlechtem Gewissen wegen meines verspäteten Eintreffens - noch abgewaschen habe.

Ich bin sicher, dass meine italienischen Gastgeber das auch getan haben (Ha, ha...)!

2014

Bildungsfern und mit Rückenschmerzen

Obwohl es in dem Text auch um einzelne Banken geht, setze ich ihm nicht eine Gewinn- und Verlust-, sondern eine Lesewarnung voran. Und weil es schwere Kost ist, habe ich eine kleine Schrift gewählt – ich will mich mit meinen Gedanken nicht zu breit machen...

Das vorweg: Sie sind eben nicht nur Menschen, die Rückenschmerzen haben und unseren Sozialstaat belasten!

Es gibt Wörter, die ich nicht hören kann: „aufdatieren“, „updaten“, „aufgleisen“, „gut aufgestellt sein“ gehören dazu. Am meisten provoziert mich aber die Bezeichnung „bildungsferne Schichten“. Die damit gemeinten Schichten bringt man natürlich auch in Zusammenhang mit – abnehmender! - Kriminalität. Wahlpropaganda, einmal mehr!

Mein Grossvater arbeitete 60 Jahre als Giesser in der von Roll, mein Vater 50 als Maschinenschlosser. Mein Grossvater – er wäre heute 140 Jahre alt - musste 5 Kinder durchbringen, mein Vater als 1914er deren 6. Um das zu schaffen, waren sie praktisch Selbstversorger, das bedingte einen grossen Pflanzplatz und viele Obstbäume. Mein Grossvater arbeitete noch 54 Stunden, 6 Mal neun. Dazu kam der Arbeitsweg von 2 Stunden Fussmarsch, eine am Morgen und eine am Abend, auch eine Form des Pendelns, allerdings eine umweltfreundliche... Da blieb nicht viel Zeit, die Bildung, die mein Grossvater bis 14, als er aus der Schule kam, erhalten hatte, zu erweitern. Ähnliches gilt von meinem Vater. Eines kannten aber mein Grossvater wie auch mein Vater wie sonst nur wenige: Alles rund um den Stahl! Und Beten konnten sie! Mein Vater pflegte zu den Ingenieuren, die damals von der Hochschule kamen, zu sagen: „Sehen Sie, Herr Doktor von Gunten, das macht man in der Praxis so!“. Man stelle sich unsere Gesellschaft einmal ohne das Wissen all der Handwerker - welcher Richtung auch immer! - vor, Handwerker, die wohl auch nicht viel Zeit haben, nach ihrer Lehre ihre Bildung zu erweitern, auch weil sie dafür am Abend schlicht zu müde sind.

Was sind das für Menschen, die von anderen Gruppen in unserer Gesellschaft sagen, sie seien „bildungsfern“, die – so nebenbei erwähnt - erstaunt sind, dass ein Gipsler fähig ist, Präsident der FDP zu sein? Sicher stammen sie nicht aus diesen Schichten selbst. Es müssen Menschen sein, die sich für weiss wie klug halten und die vor allem genug Zeit haben, sich solches überhaupt auszudenken und - ja! - auch auf andere hinunterzuschauen. Kein Wunder hielten meine Vorfahren wenig von „denen da oben“, so wenig wie letztere das wohl von meinen Vorfahren taten, denn sie waren ja auch „bildungsfern“...

Ich stelle mir manchmal vor, ich müsste z.B. im Kosovo, in der Türkei oder gar in Sri Lanka leben. Meine hiesige Bildung wäre dort zum Überleben kaum von Nutzen, dort gälte ich als bildungsfern, ich würde unter den dortigen Umständen wohl den Alltag nicht bewältigen können. Ich bin aber überzeugt, dass mein Grossvater und auch mein Vater sich auch da behauptet hätten! Eines konnten nämlich beide noch: Anpacken. Es ist für mich kein Zufall, dass wir z.B. so viele fremde Wirte - und Spieler in der Nati haben: Sie wollen noch „aufsteigen“, sind nicht (oben) „arriviert“, wie man so sagt. Es gibt eben nicht nur jene mit Rückenschmerzen und nicht alle sind kriminell! Sie packen auch an! Auch den Dreck, den „die da oben“ hinterlassen, das zumindest denke ich jeweils, wenn bei mir zuhause der Müll abgeholt oder ein Baugerüst gestellt wird. Übrigens stammt das Wort „Heimweh“ aus der Zeit der Schweizer Söldner im Ausland, 2,5 Mio in 500 Jahren waren es. Welche Symptome hatten die heimwehkranken Haudegen? Rückenschmerzen...

2015

A-Loch oder Wie frau`s macht, ist`s falsch!

Nein, es ist nicht schön, wenn frau sich innerhalb einer Woche zuerst als A-Loch und dann als Egoistin bezeichnen lassen muss. Das bedarf der Erläuterung.

Kürzlich musste meine Frau wegen ihres Knies nach Liestal ins Spital. Da sie wenig Zeit hatte, fuhr sie mit dem Auto. Auf dem Parkplatz war in letzter Position rechts noch ein Parkplatz frei. Offenbar waren zu dem Zeitpunkt um 3 Uhr nachmittags viele Besucher im Spital, eine/r hatte ihr/sein Auto zwischen den Parkplätzen links und rechts in der Mitte an den Rand gestellt mit dem Resultat, dass meine Frau den langen Combi leicht schräg einparkte. Als sie vom Arzt zurückkam, war sie sicher, dass mit dem Knie soweit alles in Ordnung war. Dafür hatte sie jetzt ein seelisches Problem: Sie war ein A-Loch! Das zumindest musste sie einem Zettel entnehmen, der hinter dem Scheibenwischer klemmte. Offenbar hatte meine Frau mit dem Schreiber schon Duzis gemacht, denn er sprach sie schriftlich mit "du" an. Ja was stand denn nun da Abwertendes auf dem Zettel? "Das nächste Mal gerade, du A-Loch"...

Keine 5 Tage später: Meine Frau schaut in Balsthal zu ihren sehr alten Eltern. Als beide ihr Mittagsschläfchen machen, geht sie schnell einkaufen. In zweitletzter Position hat jemand sein Auto schräg – schräg - über das Parkfeld gestellt (So ein A-Loch...). Es gelingt meiner Frau, ihr Auto in letzter Position - und diesmal gerade! - einzuparkieren. Als sie vom Einkauf zurückkommt, erwartet sie eine etwas dicker geratene Frau neben ihrem Auto, sie hat Mühe einzusteigen. Eine Egoistin sei sie, so einzuparkieren, meint sie abwertend und so laut zu meiner Frau, dass eine Gruppe anderer Frauen aufmerksam wird. Natürlich wehrt sich meine Frau: Was sie denn anderes hätte tun sollen, alle andern Parkplätze seien besetzt gewesen. Die Aufgebrachte wiederholt ihren Vorwurf, worauf sich die Frauen einmischen und meine Frau unterstützen. Schliesslich steigt die Dame dann noch immer schimpfend ein und noch als sie wegfährt, schüttelt sie den Kopf. Ob sie „A-Loch“ gedacht hat?

Bei so viel Abwertung: Am gleichen Abend höre ich etwas zum Thema Aufwertung. Die Nachrichten vermelden die Aufhebung des Mindestkurses und damit die indirekte Aufwertung des Frankens. Wie mancher hat wohl an diesem Abend um seine Arbeitsstelle zu zittern begonnen - echte Probleme! Wie lange können wir, so ging es mir durch den Kopf, es uns in unserer Gesellschaft noch leisten, einander wegen so einer Bagatelle A-Loch auszuteilen? Es ist uns allen offenbar noch immer viel zu wohl. Und wie pflegte meine Mutter in dem Zusammenhang zu sagen?

Wenn es der Geiss zu wohl ist, fängt sie an zu scharren!

Als geerdete Bauerntochter hat sie von solchen Dingen vermutlich mehr verstanden als so mancher abgehobene Bücherwurm!

2016

I hätti gärn...

Ich habe im Februar aus dem Prospekt einer deutschen Detailhandelskette die folgenden Verbe-Texte herausgeschnitten und zu einer Collage zusammengeklebt.



Täusche ich mich oder haben wir noch gelernt, man sage «I hätti gärn...?». Wir geben uns ja oft sehr «ideologiekritisch», wenn es um «ausländische» Ideologien geht, die uns bedrohen könnten. Auch hinter dem «Ich will!» steckt eine Ideologie - eine «einheimische» quasi und wohl eine gar nicht so ungefährliche, es kann z.B. teuer werden, wenn ich ihr nachlebe und mir alle Wünsche erfülle, notfalls über Kleinkredite. Fragt sich nur, wer diese Ich-Will-Ideologie, die uns vor 30 Jahren so richtig zu überrollen begonnen hat, steuerte und steuert. Darüber will ich jetzt aber nicht sinnieren, habe da aber so meine Fantasien.

Sommer- und andere Splitter, mit Lesewarnung

Weihnachten ist ja eigentlich auch das „Fest der verschlossenen Türen“ – eine Mutter muss deshalb ihr Kind in einem Stall zur Welt bringen. Unsere Generation kennt das Ende der Geschichte noch: Die Kreuzigung.

Ich spaziere gerne mit meinen Grosskindern, so, wie die Psychologin weiter unten. Kürzlich kamen wir vor der katholischen Kirche in Münchenstein vorbei. Über dem Eingang befindet sich ein Relief mit lebensgrossen Figuren, Jesus mit weit ausgebreiteten Armen am Kreuz, darunter links und rechts Johannes und Maria. Die Dreijährige hob den Kopf, schaute zum Relief hinauf, stutzte kurz und fragte dann: „Turnet dä?“ = Turnt der? (He ja, wir Turner kennen doch aus dem Ringturnen den „Kreuzhang“). Die Kleine weiss halt noch nicht, was mit Menschen geschehen kann, die nicht konform sind...

Im Landesmuseum in Zürich habe ich beim Männer-WC das folgende Logo fotografiert:



Was sind wir doch für eine fortschrittliche Gesellschaft geworden! Wir müssen aber noch weiter fortschreiten: Sie – egal welche - hat es ins Management eines grossen Schweizer Unternehmens geschafft. Man müsse noch viel mehr Krippenplätze für die Kinder schaffen, damit die Frauen auch verantwortungsvolle Tätigkeiten ausüben könnten, meinte sie kürzlich am Radio (Und mehr Altersheimplätze... Anm. der Red.). Zu Kindern zu schauen ist halt keine verantwortungsvolle Tätigkeit mehr, weder für Frauen noch für Männer!

Zum Schmunzeln

Ach ja, die Masseneinwanderung! Kürzlich habe ich beim Arzt eine Tierzeitschrift durchgeblättert. Eine Organisation vermittelt bei uns Plätze für streunende Hund, die man auf dem Gebiet von Ex-Jugoslawien einfängt.

Gerhard Pfister, CVP-abendländisch-verteidigen. Wie sähe Indianer aus, wenn es gelungen wäre, europäischen zu verteidigen? Wie arabische Welt ohne den im Irak? Oder sind wir allen andern Kulturen sein? Und so nebenbei ein Importprodukt - aus



Präsident, will die christlichen Werte wohl das Amerika der der Urbevölkerung gegenüber den Einwanderern ihre Werte Afrika? Und wie die Einmarsch der Amerikaner immer noch der Meinung, gegenüber überlegen zu gesagt: Das Christentum ist dem Morgenland...

Bis im Juni haben wir bekommen. Dann folgte Periode und die 4

einmal immer wieder leer. Als ich die letzte Kanne zum Gemüse goss, musste ich u.a. an die 2 Mio Äthiopier denken, von denen in einer Fernsehsendung berichtet wurde und die nur dank der Lebensmittelhilfe der UNO noch am Leben sind. Eine jahrelange Dürre hat die Tiere verenden lassen, Getreide, Gemüse und Früchte wachsen auch keine mehr. Schweizer Entwicklungshelfer, das zeigte die Sendung auch, versuchen es jetzt mit gegen die Trockenheit resistenterer Sorten, so, wie man im Gruth eine neue Sorte Eichen gepflanzt hat, die wärmeren Sommern standhalten soll...

beileibe genug Regen eine eher lange, trockene Regenfässer waren bald

Wegen der Nässe im Frühjahr haben die Bauern 30 % weniger Brotgetreide geerntet. Während Jahrhunderten waren Hungersnöte die Folge. Wegen der Missernten im Sommer 1789 und den damit steigenden Brotpreisen erhob sich in Paris das Volk, die Französische Revolution nahm ihren Anfang. Um 1870 herum sammelten die Bankangestellten in Budapest Geld für das hungernde Schweizer Volk, der Zar, dessen Erzieher ein Welscher gewesen war, spendete Getreide...

Auch die Weinbauern klagen über Ertragsausfälle, der Frost im Frühjahr machte die ganze Arbeit zunichte – und damit auch einen Teil des Einkommens bei den reinen Weinbauern.

Ich war in der Toskana in den Ferien und bewegte mich auf den Spuren der Hochkultur der Etrusker, einem Volk, das von 900 bis 200 v. Chr. die Kultur in Mittelitalien prägte, bevor es nicht ganz freiwillig im Römische Reich aufging. Die Etrusker bauten ihre Städte nicht an der Küste. Diese wurde immer wieder von Piraten geplündert. Von Sardinien habe ich gelesen, dass das Wort für «Ausländer» und «Dieb» dasselbe ist – auch Sardinien wurde während Jahrhunderten von fremden Völkern überrannt und geplündert. Ich habe mir schon überlegt, wie das denn mit den Touristen sei...

Zuletzt unterrichtete ich vor meiner Pensionierung noch Drittklässler. Waren das ehrgeizige Kleine TurnerInnen! Entsprechend schwitzten sie auch. Am Schluss der Stunde verabschiedeten sie sich mit ihren schweissnassen Händchen per Händedruck. In der Garderobe wusch ich mir dann jeweils zuerst die Hände.

In den 30 Jahren als Sekundarlehrer verlangte ich nie, dass mir dir Jugendlichen die Hand gaben. Wenn ich etwa zu bequem war, in den ersten Stock aufs Lehrer-WC zu gehen, erledigte ich mein Geschäft im Knaben-WC. Nein, nicht deshalb... Wenn ich dann etwa sah, wie die WC-Schlüssel aussahen, war ich froh über diese Tatsache: Da hatte doch jemand wieder nicht gespült. Hatte er die Hände gewaschen?

Die Schweinegrippe beschäftigte uns vor nicht allzu langer Zeit. Was riet man da den LehrerInnen? Kein Handschlag, Türklinken und Wasserhähnen desinfizieren...

Die islamische Kultur ist in der Wüste entstanden... Hat jemand schon mal darüber nachgedacht, dass man in der Wüste die Hände nicht so ohne weiteres waschen kann? Vielleicht war der nicht gewährte Handschlag ursprünglich – ursprünglich! - zum «hygienischen Schutz» der Frauen gedacht, nicht zu deren Diskriminierung, wenn man bedenkt, welche Arbeiten die Männer tagtäglich verrichten mussten. In vielen «Bräuchen» erkennt man ja oft die Ursprünge nicht mehr. Weihnachten z.B. überlagert seit 2000 Jahren ein ursprünglich heidnisches Sonnwendfest.

Mittlerweile ist die Psychologin und Buchautorin 74 Jahre alt geworden. In der Sendung «Persönlich» erzählte sie am letzten Sonntag von ihrem Grosskind, einem Knäblein. Sie habe mit ihm auf einem Spaziergang die Schafe ansehen wollen. In Blickrichtung stand aber auch ein Kran. „Traktor!“, habe der Kleine immer wieder gerufen und sich kaum für die Schafe interessiert. Ein wenig «flapsig» (Zitat) sei - das müsse sie heute zugeben - ihre Aussage damals gewesen, als sie das Geschlecht der Kinder eher als von den sozialen Gegebenheiten statt von der Biologie bestimmt sah.

Mir tun nur die Kinder leid, denen man die Puppen wegnahm oder – eben – die Traktoren, weil da ja eine Fachfrau ein Buch geschrieben hatte. Ich wünschte mir nur, dass viele von denen, die ihre Bücher gelesen haben, die Sendung auch gehört hätten. Und vielleicht schreibt die Psychologin noch ein Buch aus ihrer Altersweisheit heraus und widerruft ihre früheren Glaubens-Thesen.

2018

Sommersplitter

Ich hätte lieber den Titel «Sommergewitter» gesetzt...

Heute Morgen, 6. August 2018, habe ich in den Steppen rund um unser Haus für die Schildkröten die letzten Löwenzahnstauden ausgerissen, ab morgen muss ich Salatköpfe kaufen. Damit werden sie Schildkröten zu Nahrungskonkurrenten und ich frage mich, wann es nötig wird, bei gleichbleibender Trockenheit aus den Kriechtieren eine Schildkrötensuppe zu machen. Nur eben: Für eine Suppe braucht es Wasser...

Ein Regenfass nach dem andern wurde leer und blieb es während Wochen. Ich beschränkte mich darauf, noch das Gemüse mit frischem Trinkwasser zu giessen und auch die vielen Obstbäume mit den vielen Früchten wollte ich nicht verdursten lassen. Mittlerweile ist der Rasen zur Steppe geworden... - Ein Bekannter kann kein Unkräutlein im Rasen sehen. Er war jetzt 2 Wochen in den Ferien, die Schwiegermutter wässerte den Rasen 2 Mal. Dann kam er heim und sprengte als Erstes den Rasen. Er (der Rasen) ist noch wunderbar grün und ich sah ihn (den Bekannten) eine Stunde nach seiner Heimkehr auf den Knien schon wieder Beikräuter (- das neue Wort für das abwertende «Unkraut») zupfen. Ein wenig pointiert ausgedrückt: Wir werden für das Gemeinwohl und wegen des Grundwasserspiegels zum Wassersparen aufgefordert, vielen ist aber offenbar ihr eigener Wohlfühlrasen am nächsten... Das aber ist tröstlich: Sollte sich die Trockenheit alles entscheidend verschärfen, wird mein Bekannter mit seinem Modellrasen eines Tages nicht viel länger überleben als ich in meiner Steppe.

Ich glaube, ich darf das hier schreiben, das ist ja ein «Männermagazin». Ich bin seit dem 1. Juli regelmässig mit dem GA unterwegs. Nur von dem, was ich in dieser Zeit alles gesehen habe, könnte ich schon ein Buch schreiben: Mein Tunnelblick hat sich geweitet. Ich sehe nicht mehr nur grau und ungezählte Leitlinien und Leitplanken, die an mir vorüberbrausen, bis mir ganz schwindlig wird. Es war in dieser Zeit sehr heiss, entsprechend leicht bekleidet waren die Menschen im Zug unterwegs. Da konnte es schon auch passieren, dass mir kurz schwindlig wurde, etwa wenn mir das begegnete, was wir «atemberaubende Schönheit» nennen... Me (not) too!

Ich weiss nicht, ob ihr das auch so gesehen habt: Die farbenfroh gekleideten Fans der Südamerikanischen und der Afrikanischen Mannschaften haben für ihre Mannschaften gejubelt gesungen, geweint. Ihre Gesichter strahlten nie das aus, was ich bei vielen europäischen Zuschauern zu sehen geglaubt habe: Verbissenheit, Wut, ungesunden Ehrgeiz, Unfähigkeit zu verlieren, ja gar pure Aggression. Am Schluss haben sie sogar ihren Abfall zusammengetragen, zumindest die Senegalesen/innen. Ich will jetzt nicht so weit gehen und sagen, sie seien das halt gewohnt, in Europa seien viele Schwarzafrikaner ja auch nur für den Dreck gut genug. Und mit welcher Leidenschaft sie die Hymne sangen, mit welchem Nationalstolz - nein, nicht mit jenem fanatischen, krankem, mit jenem aus der Seele heraus.

Wenn wir schon bei den Schwarzafrikanern sind: Ich beneide die Polizisten/innen nicht. ihre Wertschätzung ist nicht hoch, obwohl wir alle letztlich von ihnen nur profitieren, ausser, wenn wir etwa eine Busse bezahlen müssen. Da sind wir aber ja meist selbst schuld. - Nun, wenn auch Polizisten sind keine Heiligen: Im Tram sass da ein Schwarzafrikaner, Polizisten wollten ihn kontrollieren. «So, du Negerlein», sagten sie, «dann wollen wir doch mal prüfen, ob er ein Billett und einen Ausweis hat». Der Angesprochene zeigte schön brav zuerst sein Billett und dann seinen Ausweis: Den eines Polizisten der Stadtpolizei jener Stadt... Sie durften ihn dann auf den Posten begleiten, wo sie verzeigt wurden.

Neymar! Ich kenne sein Theater. Ein Schiedsrichter sagte einmal, wenn sich ein Spieler nach einem Foul 5 Mal drehe, könne man davon ausgehen, er sei nicht schwer verletzt. Einer, der wirklich Schmerzen habe, bleibe einfach liegen. Manchmal versetze ich mich aber auch in seine Haut: Wie muss das sein zu wissen, dass in jedem Match einer «abgestellt ist», wie das in der Fussball-Fachsprache heisst, wenn also einer abgestellt ist, der einem auf den Füssen herumsteht, damit man sein Genie nicht zeigen kann.

Wie muss das sein, letztlich ständig um seine Gesundheit zu fürchten, wenn ein «Krieger, wie ein Schweizer Fussballer genannt wurde, auf einen angesetzt wird? So, wie Schauspieler nicht auf den Fussballplatz gehören, haben auch Krieger dort nichts zu suchen, auch wenn die Presse den Spielertypus des «Kriegers» ins beste Licht rückt. Aber vielleicht passt genau diese Tatsache zum ersten Abschnitt: (nördlicher) «Krieg» gegen (südliche) «Spielfreude»!

José, den Brasilianischen Psychiater, habe ich vor 40 Jahren in Paris kennen gelernt. Ich bin Götti seiner ersten Tochter. Irgendwann ist der Kontakt dann leider eingeschlafen, war auch nicht einfach, ihn mit den damaligen Möglichkeiten zu halten. Vor einem Jahr habe ich dann auf Facebook den Namen José Iencarelli Filho eingegeben. Und siehe da! Seither chatten wir regelmässig miteinander, besonders intensiv während der WM. Die Schweiz schied aus, sein Kommentar: Es gibt Wichtigeres auf der Welt. Als Brasilien ausschied, hat er mir nur 2 Worte geschrieben: Pas possible (Nicht möglich!)...

Normalerweise sehe ich schöne Beine gerne (siehe oben)! Wenn ich aber 22 gleichfarbigen Unterschenkeln im Strafraum zusehen musste, wie sie nur ein Ziel hatten, nämlich kein Tor zu erhalten, dann stellte ich ab. 0 : 1, 1 : 0, 0 : 1: Auf die Fehler der andern lauern - und dann «einen Konter fahren» (= furchtbares Reporterdeutsch): Ich bin froh, dass am Schluss 2 Mannschaften im Final standen, die Tore schiessen wollten: 4: 2.

Ivan Rakitic. Ich habe Dejan, seinem Bruder, geholfen, dass er eine Lehrstelle erhielt. Bei Ivan habe ich dafür gekämpft, dass er als 15-jähriger pro Woche 2 Stunden vom Unterricht dispensiert wurde, von einer Stunde Geschichte und einer Stunde Geografie. Seine Klassenlehrerin sah ihren Unterricht für so wichtig an, dass sie Ivan nicht ziehen lassen wollte. Die Schulpflege folgte zum GLÜCK meinem Antrag. Ich habe damals von der Familie ein FCB-Leibchen und eine Flasche Slibovic bekommen, dazu ein Brieflein, in dem sich die ganze Familie für die Unterstützung bedankte. Ja, der Familienzusammenhalt ist auf dem Balkan riesig. Und auf einer grösseren Ebene auch der nationale... Ich begreife nach dieser Erfahrung, dass es für Sportler aus diesen Staaten nicht einfach ist, nicht für ihre Familien bzw. Nationen zu spielen. Ich will hier nicht von Xhaka schreiben, er hat sein Fett auch ohne mich wegbekommen.

Aber ein wenig «Balkan» muss schon sein: Ich war mit meinen Grosskindern in Buchs AG auf dem Spielplatz. Vom Dorfplatz her ertönte plötzlich laute Musik, Vorbereitungen für das Fest vom folgenden Tag liefen. Zwei ebenfalls anwesende Jungs zogen in die Richtung los, der 2-jährige Noam hinterher. Ich rief ihn zurück: Er könne doch nicht einfach so ohne mich losziehen. Da drehte er sich um, fixierte mich, stampfte mit dem rechten Bein auf den Boden, schaute mich von unten herauf an und meinte: «Ah, Mann!». Ich schaute ihn auch ein wenig streng an, dann musste er plötzlich grinsen – auf Schweizerisch!

Das Elfiglöggi

Nehmen wir mal an, die folgende «Geschichte» sei wahr. Ich erinnere daran, dass deren Lektüre freiwillig ist, wie das für alle meine «Editorials» immer gegolten hat, Editorials, die oft nichts mit dem Turnen zu tun hatten wenigstens auf den ersten Blick siehe für diesen Text die Schlussbemerkung. Wenn unsere Grosskinder hier in Münchenstein sind, wollen sie seit Jahren immer zum Turm der reformierten Kirche gehen, um das Glockengeläute zu hören – die frei hängenden Glocken haben es ihnen angetan! Aber auch das mächtige, volle Geläute der katholischen Kirche wollen sie von ganz nahe miterleben, wegen der im Turm «eingeschlossenen» Glocken» tönt es ganz anders. Ich renne dann - sobald die Glocken zu läuten beginnen, täglich von Kirche zu Kirche, da ich ja genau in der Mitte zwischen den beiden wohne schön ökumenisch, würde ich sagen, möglicherweise bin ich deshalb fit genug und verzichte gelegentlich auf das Mittwochturnen. Kürzlich wollte dann der 3jährige wissen, warum tagsüber regelmässig die Glocken läuteten. Ich erklärte ihm, meine Eltern hätten mich gelehrt, das sei das «Bättzytglöggi», ich hätte als Kind immer z.B. um 11 Uhr morgens, um 16 und um 18 Uhr nachmittags nach einer bestimmten Formel gebetet. Das sei wie bei den Moslems mit ihren Ausrufern, den Muezzinen, auf den Minaretten, erklärte ich. Verstanden hat er den Vergleich ja nicht, aber man kann nicht früh damit beginnen, den Kindern zu erklären, dass es zwischen den Religionen auch Gemeinsamkeiten gibt und nicht nur Trennendes, das ja immer jene betonen, welche es mittels der Religion in Machtpositionen geschafft haben.

Die Geschichte ist aber noch nicht zuende. Sie zeigt auch, wie schnell Kinder Sachen aufnehmen und ins Leben umsetzen. Als nämlich meine Frau in Buchs AG, dem Wohnort der Kleinen, ein paar Tage später vom Einkaufen auf dem Heimweg war, sagte das Büblein, als das Elfiglöggi gleich nebenan läutete: »Gäll, Nunu, jetzt bätte d' Lüt.« Und er wollte es ihnen gleich tun und begann laut: «Schutzängeli mein, lass mich dir empfohlen sein...». Vielleicht erinnern sich einzelne noch an die Fortsetzung des Kindergebets.

Wenn man mich jetzt sähe, bemerkte man die kleine Träne in meinem rechten Auge, sie sitzt vielleicht deshalb da, weil auch ich mich von Bräuchen abgewandt habe, die mir möglicherweise geholfen hätten, mit einem «Stossgebet» mal etwas zu der Ruhe zu kommen, die ich bitter nötig gehabt hätte. Nein, «frömmlicherisch» wäre das nicht, wenn ich den Brauch wieder aufnehmen würde - siehe letzten Abschnitt. Und selbst wenn man nichts mehr mit Religion am Hut hätte: Auch dann würde es mir und uns (?) gut tun, einen Moment inne zu halten, wenn ein Glockengeläute ertönt, statt es als «Lärmbelästigung» zu verdammen. Man stelle sich vor, alle Menschen würden zwei Mal am Tag stillstehen und sich kurz überlegen, ob sie gerade «auf dem richtigen Weg» seien. Wie mancher würde wohl umkehren oder eine andere Richtung einschlagen?

So «altmodisch» wäre das Innehalten wohl gar nicht. Oder ist meine allermodernste FITBIT-Uhr ewiggestrig und frömmlicherisch, wenn sie alle zwei Stunden zwar nicht analog zur Betzeit läutet, mich aber mit einem Vibrieren am Handgelenk daran erinnert, dass es wieder mal Zeit wäre, durchzuatmen, zwei Minuten lang. Tut/ Täte sooo gut! Leider folge ich auch dieser elektronischen Aufforderung zum Innehalten viel zu wenig, sogar als Pensionierter. So warte ich denn auf die unausweichlichen Worte, die einmal auch für mich gesprochen werden: Er ruhe (endlich) in Frieden!!!

Und zum Schluss: Doping im Spitzensport, Kokain in den Chefetagen ein immer wiederkehrendes Thema. Burnout, Sucht: Hat all das nicht etwa auch damit zu tun, dass man das «Elfiglöggi» nicht mehr hören will?

2019

Der Heilige Rochus

Was soll der Heilige Rochus auf der Titelseite des Vereinsblatts? Wer hat den Namen überhaupt schon mal gehört? Ist der Redaggtter im Alter jetzt noch bei den Religiösen gelandet? Und Heiligenverehrung ist nun etwas, was in der reformierten Region Basel nicht so sehr zum religiösen Brauchtum gehört...

Nachdem wir während der Aprilwanderung in der Hinteren Wasserfallen gegessen hatten, musste ich dem Rochuskapelleli auf dem Grat zwischen Mümliswil und Reigoldswil noch einen kurzen Besuch abstatten. Seit 50 Jahren war ich nicht mehr da gewesen, erinnerte mich aber an meine Kindheit, wie wir damals beim Sonntagsausflug durch die Limmern schweisstriefend den «steilen Cheib» hinauf zur Wasserfallen bewältigten. Es war der selbe Weg, den die Posamenter und andere Händler während Jahrhunderten vom Baselbiet nach Mümliswil und wohl weiter durch die beiden Klusen ins Mittelland genommen hatten. Die Steigung wollte und wollte nicht enden, wie etwa am jeweils gleichen Sonntag am Morgen das Hochamt in der Kirche. Zumindest war ich dort am Schatten!

Nun, was hat es mit diesem Rochus auf sich. Das Schild gibt Auskunft: Das heutige Rochuskapelleli wurde 1937 mit Hilfe der Limmernbauern erbaut. Es war nicht das erste Wegzeichen am gleichen Ort. Als die Pest 1348 wütete und auch Leute aus Mümliswil der Epidemie erlagen, stand bereits eine Kapelle auf dem Grat. Jede Zeit und jede Veränderung brachten neue Legenden um den Heiligen hervor. Im Jahr 1325 wanderte der Heilige Rochus, Schutzpatron gegen Pest und Viehseuchen, von Rom kommend auch durch Mümliswil. Auf der Wasserfallen verletzte er sich bei einem Sturz schwer. An der Stelle, wo er auf Hilfe wartete, wurde zu seiner Verehrung eine kleine Kapelle gebaut. Es wird auch von einem Wunder erzählt, das der Heilige bewirkt haben soll. Auf einem benachbarten Hof wurde ein Bublein von einem heftigen Sturm fortgetragen. Erst nach dreitägiger Suche und Anrufung des Heiligen wurde das Kind spielend bei der Kapelle gefunden. Im 18. und 19. Jh. soll der Heilige heirtatswilligen Frauen zu einem Ehemann verholpen haben, wenn sie das gebeugte Knie in die Nische (Eingang) hielten:

«Paarship à la früher...»

Der Heilige Rochus

Was soll der Heilige Rochus auf der Titelseite? Wer hat den Namen überhaupt schon mal gehört? Ist der Redaggtter im Alter jetzt noch bei den Religiösen gelandet? Und Heiligenverehrung ist nun etwas, was in der reformierten Region Basel nicht so sehr zum religiösen Brauchtum gehört... Nachdem wir während der Aprilwanderung in der Hinteren Wasserfallen gegessen hatten, musste ich dem Rochuskapelleli auf dem Grat zwischen Mümliswil und Reigoldswil noch einen kurzen Besuch abstatten. Seit 50 Jahren war ich nicht mehr da gewesen, erinnerte mich aber an meine Kindheit, wie wir damals beim Sonntagsausflug durch die Limmern schweisstriefend den «steilen Cheib» hinauf zur Wasserfallen bewältigten. Es war der selbe Weg, den die Posamenter und andere Händler während Jahrhunderten vom Baselbiet nach Mümliswil und wohl weiter durch die beiden Klusen ins Mittelland genommen hatten. Die Steigung wollte und wollte nicht enden, wie etwa am jeweils gleichen Sonntag am Morgen das Hochamt in der Kirche. Zumindest war ich dort am Schatten. Nun, was hat es mit diesem Rochus auf sich. Das Schild gibt Auskunft: Schild bei der Rochuskapelle Das heutige Rochuskapelleli wurde 1937 mit Hilfe der Limmernbauern erbaut. Es war nicht das erste Wegzeichen am gleichen Ort. Als die Pest 1348 wütete und auch Leute aus Mümliswil der Epidemie erlagen, stand bereits eine Kapelle auf dem Grat. Jede Zeit und jede Veränderung brachten neue Legenden um den Heiligen hervor. Im Jahr 1325 wanderte der Heilige Rochus, Schutzpatron gegen Pest und Viehseuchen, von Rom kommend auch durch Mümliswil. Auf der Wasserfallen verletzte er sich bei einem Sturz schwer. An der Stelle, wo er auf Hilfe wartete, wurde zu seiner Verehrung eine kleine Kapelle gebaut. Es wird auch von einem Wunder erzählt, das der Heilige bewirkt haben soll. Auf einem benachbarten Hof wurde ein Bublein von einem heftigen Sturm fortgetragen. Erst nach dreitägiger Suche und Anrufung des Heiligen wurde das Kind spielend bei der Kapelle gefunden. Im 18. 2 Und 19. Jh. Soll der Heilige heirtatswilligen Frauen zu einem Ehemann verholpen haben, wenn sie das gebeugte Knie in die Nische (Eingang) hielten. Paarship à la früher...

Die Wasserfallenbahn

Peter Amport fragte mich dann nach dem Mittagessen, warum ich nicht etwas zur Geschichte der Region erzählt habe. Tatsächlich hatte ich mir das überlegt...

Nachdem ich mein Wissen via Wikipedia überprüft habe, liefere ich hier ein paar Infos zum Wasserfallentunnel nach.

Eigentlich lebte ich an der Stelle des Rochuskapelleli bei dessen Besuch gefährlich: Was, wenn das Erdreich unter mir plötzlich einbrechen würde, weil der Tunnel unter mir einstürzte? Ein Tunnel unter der Wasserfallen? Was soll das jetzt wieder...

Im Jahre 1873 trieb man von Mümliswil und von Reigoldswil her tatsächlich einen Tunnel vor, die Strecke wäre heute noch die schnellste Verbindung zwischen Bern und Basel. In Mümliswil war der Stollen schon einen Kilometer lang, in Reigoldswil 100 Meter. Die Wasserfallenbahn (4 km Länge) – nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Seilbahn – war ein Eisenbahnprojekt in der Nordwestschweiz, das letztlich an fehlenden Finanzen scheiterte. Gemäss Plan sollte die Wasserfallenbahn eine möglichst kurze, nahe an der Luftlinie liegende Eisenbahnstrecke zwischen Basel und Bern ermöglichen unter dem Höhenzug Wasserfallen nahe der Baselbieter Ortschaft Reigoldswil, vor allem für den Güterverkehr.

- Baubeginn 1873 mit 250 Arbeitern durch die Schweizerische Centralbahn (SCB)
- Vortrieb bis Bauabbruch 1874: in Mümliswil 1 km, in Reigoldswil 100 m
- Wer den Film „Der Gotthardtunnel“ gesehen hat, kann sich von den Arbeitsverhältnissen ein gutes Bild machen: Streiks, Unfälle mit dem Dynamit, Saufgelage und Gewalt, „Frauengeschichten“ etc..
- Gründe für den Bauabbruch: Wohl u.a. die Konkurrenz zum 1858 eröffneten Läfelfingerli - Tunnel und zur Bözberglinie, die gleichzeitig wie der Wasserfallentunnel gebaut wurde. Man hat der SCB damals vorgeworfen, die Finanzierung absichtlich sabotiert zu haben. Olten hätte damals seine Bedeutung als Eisenbahndrehkreuz zugunsten der Region Oesingen-Balsthal-Mümliswil verloren.

- Die Finanzierungsprobleme könnten auch mit der 1870 beginnenden Weltwirtschaftskrise zusammengehangen haben, eine Wirtschaftskrise, die schliesslich den Beginn des Kolonialzeitalters einläutete (= Run auf Afrika...). Ursache: Ein Börsencrash in den USA wie 1929, dazu billiges Getreide aus den USA, das den europäischen Markt überschwemmte, der Absatz bei den hiesigen Bauern stockte und riss die ganze Wirtschaft mit in den Abgrund. Das abrupte Ende der Bauarbeiten war für die vom Bau betroffenen Gemeinden ein finanzielles Desaster. In der Folge des Scheiterns gab es eine Prozesslawine mit Expertisen und Gegenexpertisen. Letztlich wurde die SCB zu Entschädigungszahlungen an die Gemeinden verurteilt, gleichzeitig aber auch von der Verpflichtung zum Bau der Wasserfallbahn enthoben.

[1] Als Folge des Abbruchs der Bauarbeiten wanderten Mitte der 1870er Jahre viele Mümliswiler nach Amerika aus. Umgekehrt blieben Italiener, die am Tunnel gearbeitet hatten, im Dorf, Leute mit den Namen Dietschi, Albani, Cerri...

Nun habe ich zum Schluss noch eine ganz praktische Frage: Wie hätte man die Sache mit dem Heiligen Rochus bei einem Tunnelbau gelöst, wo doch jetzt der beschwerliche Gang über die Wasserfallen nicht mehr nötig gewesen wäre, wie seine Schutzfunktion erneuert? Hätte man in einer Seitennische des Tunnels eine Rochus-Statue platziert? Das Kerzenlicht wäre allerdings bis zur Elektrifizierung immer ausgeblasen worden...

Es gibt ja auch heute Dinge, die – wie damals die Pest von Tal zu Tal - besser nicht von einem Ort zum andern gelangen oder auf heute angewandt von Kontinent zu Kontinent und wohl bald von Planet zu Planet.

2019

Das Elfiglöggli

Nehmen wir mal an, die folgende «Geschichte» sei wahr. Ich erinnere daran, dass deren Lektüre freiwillig ist, wie das für alle meine «Editorials» immer gegolten hat, die oft nichts mit dem Turnen zu tun hatten – wenigstens auf den ersten Blick, siehe für diesen Text die Schlussbemerkung.

Wenn unsere Grosskinder hier in Münchenstein sind, wollen sie seit Jahren immer zum Turm der reformierten Kirche gehen, um das Glockengeläute zu hören - und vor allem zu sehen. Die frei hängenden Glocken haben es ihnen angetan. Aber auch das mächtige, volle Geläute der katholischen Kirche wollen sie von ganz nahe miterleben, wegen der «eingeschlossenen» Glocken tönt es ganz anders. Ich renne dann – sobald die Glocken zu läuten beginnen - täglich von Kirche zu Kirche, da ich ja genau in der Mitte zwischen den beiden wohne, schön ökumenisch, würde ich sagen, möglicherweise bin ich deshalb fit genug und verzichte gelegentlich auf das Mittwochturnen – gelegentlich....

Kürzlich wollte dann der 3jährige wissen, warum denn die Glocken tagsüber immer wieder läuteten. Ich erklärte ihm, meine Eltern hätten mich gelehrt, das sei das «Bättzytgloggli», ich hätte als Kind immer z.B. um 11 morgens, um 16 und um 18 Uhr nachmittags nach einer bestimmten Formel jeweils kurz gebetet. Das sei wie bei den Moslems mit ihren Ausrufern, den Muezzinen, auf den Minaretten, erklärte ich der Grösseren noch, verstanden hat sie den Vergleich ja nicht, aber man kann nicht früh genug damit beginnen, den Kindern zu erklären, dass es zwischen den Religionen auch Gemeinsamkeiten und nicht nur Trennendes gibt, Trennendes, das ja immer nur jene betonten, welche es mittels der Religion in Machtpositionen geschafft haben.

Die Geschichte ist aber noch nicht zuende. Sie zeigt auch, wie schnell Kinder Sachen aufnehmen und ins Leben umsetzen. Als nämlich meine Frau in Buchs AG, dem Wohnort der Kleinen, ein paar Tage später vom Einkaufen auf dem Heimweg war, sagte das Büblein, als das Elfiglöggli gleich nebenan läutete: »Gäll, Nunu, jetzt bätte d'Lüt.« Und er wollte es ihnen gleich tun und begann laut: «Schutzängeli mein, lass mich dir empfohlen sein...». Vielleicht erinnern sich einzelne noch an die Fortsetzung des Kindergebets.

Wenn man mich jetzt sähe, bemerkte man die kleine Träne in meinem rechten Auge, sie sitzt vielleicht deshalb da, weil auch ich mich von Bräuchen abgewandt habe, die mir möglicherweise geholfen hätten, mit einem «Stossgebet» mal etwas zu der Ruhe zu kommen, die ich bitter nötig gehabt hätte. Nein, «frömmlerisch» wäre das nicht, wenn ich den Brauch wieder aufnehmen würde – siehe letzten Abschnitt.

Und selbst wenn man nichts mehr mit Religion am Hut hätte: Auch dann würde es mir / uns (?) guttun, einen Moment inne zu halten, wenn ein Glockengeläute ertönt, statt es als «Lärmbelästigung» zu verdammen. Man stelle sich vor, alle Menschen würden zwei Mal am Tag stillstehen und sich kurz überlegen, ob sie gerade «auf dem richtigen Weg» seien. Wie mancher würde wohl umkehren oder eine andere Richtung einschlagen?

So «altmodisch» wäre das Innehalten wohl gar nicht. Oder ist meine allermodernste FITBIT-Uhr ewiggestrig und frömmlerisch, wenn sie alle 2 Stunden zwar nicht analog zur Betzeit läutet, mich aber mit einem Vibrieren am Handgelenk daran erinnert, dass es wieder mal Zeit wäre, durchzuatmen, zwei Minuten lang. Tut sooo gut! Leider folge ich auch dieser elektronischen Aufforderung zum Innehalten viel zu wenig, sogar als Pensionierter. So warte ich denn auf die unausweichlichen Worte, die einmal auch für mich gesprochen werden: Er ruhe (endlich) in Frieden!!!

Und zum Schluss: Doping im Spitzensport, Kokain in den Chefetagen - ein immer wiederkehrendes Thema. Burnout, Sucht: Hat all das nicht etwa auch damit zu tun, dass man / frau das «Elfiglöggli» nicht mehr hören will?

Das Goldene Glöggli

Eine Kindergeschichte mit einem Schluss für Erwachsene

Nur Kinder können die Sprache der Glocken wirklich verstehen. Und umgekehrt...

Der Kirchturm musste unbedingt erneuert werden. Bevor die Bauarbeiter aber mit den Arbeiten begannen, durften alle den Kirchturm besichtigen. Auch Malin und Noam stiegen mit Mami und Papi die steile, schmale Treppe hinauf und auch Nunu, so nannten die Kinder

das Grossmami, und Grosspapi waren dabei. Letzterer kam wegen seines dicken Bauches ganz schön ins Schwitzen! Oben erklärte der Architekt, was alles erneuert werden musste. Malin hörte aufmerksam zu. Der Architekt sagte, bei der letzten Renovation sei ein kleines, goldenes Glöggli gestohlen worden, man hänge jetzt ein neues auf, damit das Geläute wieder wie ursprünglich töne.

Da hörten Malin und Noam ein feines Stimmlein rufen, das in dieser Art nur Kinder wahrnehmen konnten: „Malin, Noam!“. Sie schauten sich überrascht um. Das Stimmlein kam aus der dunkelsten Ecke, wo kaum je Licht hinkam. Noam hatte wie jeder kleine Junge immer ein Messer und eine kleine Taschenlampe dabei. Er leuchtete in die Ecke und kroch dorthin, von wo sie das Stimmlein vernommen hatten, Malin hinterher. Immer näher tönte das Stimmlein. Aber sie sahen nur einen kleinen Staubhaufen. Malin zog ihr Taschentuch aus dem kleinen Handtäschli von Nunu – kleine Mädchen lieben Handtäschli! - und fuhr über den Staubhaufen, dann blies sie auch noch den restlichen Staub weg. Plötzlich glänzte ihnen etwas Goldiges entgegen. Als sie genauer hinschauten, sahen sie ein kleines, goldenes Glöggli. Es weinte vor Freude und erzählte, warum es da in der dunklen Ecke lag. Die grosse Glocke sei immer böse zu ihr gewesen, sie war eifersüchtig, weil die Kinder ihren hellen Klang so liebten. Das Glöggli durfte auch immer dann läuten, wenn ein Kind geboren wurde oder eine Taufe stattfand. Die grosse Glocke musste immer läuten, wenn jemand gestorben war oder eine Beerdigung stattfand, deshalb liebte sie niemand. Bei der letzten Renovation habe die grosse Glocke sie mit dem Klöppel mit einem Schubs in eine Ecke gestossen, wo kein Licht hinreichte. Sie habe das tun können, weil die Arbeiter die Glocken für die Renovation an einem Gestell nebeneinander gehängt hätten. Sie, die grosse Glocke, wollte in Zukunft bei Geburten läuten! Man hatte damals angenommen, ein armer Arbeiter mit vielen Kindern habe das Goldene Glögli gestohlen. Man konnte ihm aber nichts nachweisen. Da alle ihn trotzdem weiterhin verdächtigten, zog er traurig fort und niemand habe mehr an sie, die kleine, Goldene Glocke, gedacht. Die böse, grosse Glocke habe noch zu ihr gesagt, erst wenn einmal zwei Kinder in den Turm kämen, dürfe sie wieder läuten.

Jetzt riefen die Kinder den Architekten herbei und erzählten ihm die traurige Geschichte vom Glöggli. Die Kinder fragten, ob man jetzt nicht dieses Glöggli wieder am alten Ort aufhängen könne. Der Architekt wollte das mit dem Pfarrer besprechen. Und natürlich war der dafür. Das Goldene Glöggli bekam ein schönes, neues Gestell und an Weihnachten durfte es zum ersten Mal wieder läuten, weil ja dann das Jesuskind geboren wurde. Alle Leute, die im Gottesdienst waren, hörten zuerst andächtig zu, dann klatschten sie und jubelten. Könnt ihr euch vorstellen, wie es der grossen Glocke in diesem Moment ging? Sie durfte auch jetzt immer wieder nur läuten, wenn etwas Trauriges geschehen war!

Dann brannte im Dorf am gleichen Weihnachtabend ein Haus, ein Tannenbaum hatte zu brennen begonnen, was ja nicht selten vorkommt. Damals gab es noch keine Sirenen, die grosse Glocke musste immer vom Turm aus auf die Häuser hinunterschauen und auch läuten und die Feuerwehr alarmieren, wenn ein Feuer ausbrach. Das tat sie denn auch in dieser Nacht. Auch wenn sie manchmal böse war, ihre Pflicht tat sie immer. Vom Kirchturm aus sah die Glocke in dieser Heiligen Nacht also, wie die Feuerwehrleute gerade noch rechtzeitig zwei kleine Kinder aus dem Haus tragen konnten – es konnte doch nicht sein, dass in der Heiligen Nacht das Christkind geboren wurde und gleichen nachts Kinder verbrannten! Die grosse Glocke hörte die Leute sagen, die Rettung sei nur möglich gewesen, weil die grosse Glocke rechtzeitig und pflichtbewusst geläutet habe. Dankbar schauten alle zu ihr hinauf und klatschten.

Da erkannte die Glocke, dass auch sie Freude bereiten konnte, die Tränen flossen ihr über ihren Mantel und mit tränenerstickter Stimme versprach sie, sie wolle jetzt nie mehr böse sein. Wieder konnten die Glocke nur Malin und Noam verstehen, als sie beim Läuten auch noch sagte, es tue ihr so leid wegen dem Mann, der wegen ihr verdächtig worden sei. Auch das berichteten die Kinder dem Pfarrer. Dieser wollte unbedingt, dass das die Leute alle wüssten.

Nun lebte dieser Mann aber schon sehr lange nicht mehr. So begannen Malin und Noam zusammen mit Mami und Papi seine Kinder und Grosskinder zu suchen und fanden sie auch. Ja, sie wussten noch, wie sehr ihr Vater und Grossvater unter den Anschuldigungen gelitten hatte! Der Pfarrer schlug vor, alle Dorfbewohner einzuladen und ein grosses Fest zu machen, bei dem sich alle für ihre bösen Gedanken entschuldigen würden. Malin und Noam erzählten der Glocke davon. Sie wollte zur Entschuldigung an dem Tag eine ganze Stunde lang läuten und in Zukunft nicht mehr eifersüchtig sein, denn sie begriff, was alles Böses wegen ihr geschehen war.

Nun hatten Malin und Noam noch eine prima Idee. Sie schlugen dem Pfarrer vor, dass doch immer beide Glocken läuten könnten. Wenn ein Kind zur Welt kam oder eine Taufe gefeiert wurde, sollte die kleine, goldene Glocke beginnen, wenn jemand starb oder eine Beerdigung stattfand, die grosse. Dann, nach einer Minute, würde die jeweils andere mitläuten. Nur bei einem Hausbrand sollte die grosse Glocke weiterhin alleine läuten dürfen, aber das war ja zum Glück nicht oft der Fall und für die kleine Glocke war das kein Problem. Auch das teilten die beiden Kinder den Glocken mit. Was für eine Freude bei den beiden, dass sie jetzt nicht mehr aus Eifersucht miteinander streiten mussten! Am liebsten hätten sie gerade losgeläutet, aber die Kinder sagten ihnen, das würde nur ein Durcheinander geben.

Alle in der Gemeinde waren begeistert, als ihnen der Pfarrer von der neuen Läutordnung erzählte. Niemand ahnte aber, was Malin und Noam über die beiden Glocken wussten und wie sehr sie sich vorher für sie eingesetzt hatten. Und die Glocken läuteten und läuteten unermüdlich zur Freude so vieler Menschen und vor allem der Kinder...

... bis – ja, bis die Zeit kam, die viele Menschen als «modern» bezeichneten und in der das Geläute der Kirchen mit «Lärm» gleichgesetzt wurde und entsprechende Einsparungen wegen Lärmbelästigung erfolgten. Es brauchte jetzt keine «Gottesboten» mehr, wo man und frau alles «selbst im Griff hatten». Leider getrauten sich viele Menschen nicht, dieser Entwicklung entgegenzutreten – wer wollte schon als «altmodisch» gelten! Immer mehr Glockengeläute verstummten deshalb und auch unsere beiden Glocken hingen jetzt «zwecklos» im renovierten Turm. Wen interessierte es, was man damit Kindern antat – wer waren denn Kinder schon noch...

So, damit endet auch Teil B!

Münchenstein, 1.11.2022 / Ruedi Fre